

Golf-Spezial

DIE



WELTWOCHEN

16. März 2023 – 91. Jahrgang

2. Weltwoche Open
Jetzt anmelden für Turnier
und Bankett in Andermatt
am 6. Juli 2023



Göttinnen auf dem Green

Mit Silvia Aeschbach, Michael Bahnerth, Thomas Borer, Jeremy Freiburghaus, Bernhard Russi, Kurt W. Zimmermann, Claudio Zuccolini u. v. a.

GranTurismo

The others just travel

WO ANDERE EINFACH NUR EIN AUTO FAHREN,
SETZT DER MASERATI GRANTURISMO AUF GRAND TOURING.





Maserati

PREMIUM AUTOMOBILE AG

Orpundstrasse 77, 2501 Biel



Verbrauch (WLTP): kombiniert 10,2 l/100 km // CO₂-Emissionen*: kombiniert 230 g/km // Effizienzklasse: G.
*CO₂ ist das für die Erderwärmung hauptverantwortliche Treibhausgas; Die mittlere CO₂-Emission aller (markenübergreifend) angebotenen Fahrzeugtypen in der Schweiz beträgt 129 g/km. Der CO₂-Zielwert beträgt 118 g/km.

Fischer, Lastwagenfahrer, Golfer

In der Schweiz gibt es rund 100 000 Fischer, die ihre Angel auswerfen. Aber ich habe trotzdem noch nie in einer Zeitung oder einer Zeitschrift ein Fisch-Extra oder ein Fisch-Spezial gefunden.

In der Schweiz gibt es rund 100 000 Lastwagenfahrer, die am Steuer sitzen. Aber ich habe trotzdem noch nie in einer Zeitung oder einer Zeitschrift ein Lastwagen-Extra oder ein Lastwagen-Spezial gefunden.

In der Schweiz gibt es rund 100 000 Golfspieler, die auf den Plätzen unterwegs sind. Hier ist es komplett umgekehrt. Jede Zeitung und jede Zeitschrift, die etwas auf sich hält, so auch die *Weltwoche*, publiziert mindestens einmal im Jahr ein Golf-Extra oder ein Golf-Spezial.

Ich will den Fischern und den Fahrern nicht zu nahe treten, aber sie scheinen keine sehr attraktiven Zielgruppen zu sein.

Bei den Golfern und Golferinnen ist das anders. Die will jedes Blatt gerne als Publikum. Golfer, so zeigen Studien, sind im Vergleich zum Durchschnitt der Bevölkerung besser gebildet, sind beruflich erfolgreicher, haben höhere Einkommen, fahren teurere Autos, reisen mehr und sind vergleichsweise selten Singles.

Nicht durch Studien erhärtet, aber subjektiv wahrgenommen, sind Golfer zudem eine gutgelaunte und entspannte Spezies, typisch soziale Wesen, stark interessiert an gesellschaftlichen Vorgängen, ausgestattet mit einem Hang zum guten Leben und zu geselligem Kontakt.

Nun, welche Redaktion und welcher Verlag würde sich nicht motiviert fühlen, auf



Golf kann er immer noch nicht:
Roger Köppel beim *Weltwoche*-Turnier 2022.

eine solch spezielle Sub-Gruppe einzugehen? Unser *Golf-Spezial* bewegt sich denn auch in den bevorzugten Themen der Golfgemeinde: Wir philosophieren etwas über allerlei Zwischenmenschliches in diesem Spiel, wir stellen ein paar interessante Plätze vor, wir bieten Interviews mit Golfprofis und Golfprominenten, und wir beleuchten die kommerziellen Aspekte der Golfindustrie.

Und natürlich gibt es wieder das *Weltwoche*-Golfturnier auf dem famosen Platz von Andermatt, ein Anlass, der sicher zu den besseren Partys der Medienbranche gehört. Auch Golfeinsteiger sind willkommen. Für sie gibt es ein Anfängerprogramm. Auf der Wiese der Novizen treffen sie dann sicher Roger Köppel an. Der kann zwar einiges, aber Golf kann er immer noch nicht.

Kurt W. Zimmermann

INHALT

- 5 **Check: Zehn Mythen über Golf – und was davon stimmt**
- 8 **Swinging Andermatt**
Der jüngste Golfplatz der Schweiz ist bereits eine Legende
- 11 **2. Weltwoche Open**
Golfturnier in Andermatt
- 12 **«Warum brüllst du mich an?»**
Härtetest für die Beziehung
- 14 **Halbwegs geschlossene Gesellschaft**
Snobismus können sich nur noch wenige Golfklubs leisten
- 15 **Gäule und Golfer**
Wenn immer der Bessere gewinnt, wird es sterbenslangweilig
- 16 **«Bella figura» auf dem Green**
Jetzt kommt neuer Schwung in die Golfmode
- 20 **«Natürlich hat es mir gleich den Ärmel reingezogen»**
Der ehemalige Botschafter Thomas Borer im Gespräch
- 23 **Ist Golf lustig?**
Kolumne von Claudio Zuccolini
- 24 **Ökonomie des Schlags**
Preisgelder, Sponsoring, Werbeeinnahmen
- 26 **Zehn Löcher zum Glück**
Spektakuläre Golflöcher, die man gespielt haben muss
- 31 **Mozart des Drives**
Ilija Djurdjevic und die Kunst der Leichtigkeit
- 32 **«Wenn du jung bist, brauchst du auf dem Platz Kollegen»**
Interview mit Jeremy Freiburghaus, dem ersten Schweizer Golfprofi
- 34 **Passen Golf und Alkohol zusammen?**
Kolumne von Christoph Keller

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Zehn Mythen über Golf – und was davon stimmt

Ist Tiger Woods der Beste? Hat Golf ein Nachwuchsproblem? Wie viel Sex haben Golfer? Und ist Golf überhaupt ein Sport? Die Antworten liefert unser Mythen-Check.

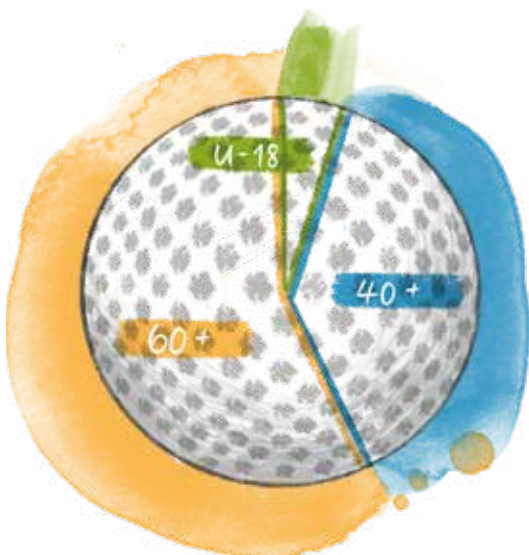
Kurt W. Zimmermann

1. Golf ist ein Sport alter Männer

Die Gemeinde der Hobbygolfer lässt sich in zwei dominierende Kategorien einteilen. Die grösste Gruppe sind die Rentner. Die zweitgrösste Gruppe sind die Frührentner. Für beide ist der Golfplatz ideal, weil damit ein schönes Stück des Tages schon mal totgeschlagen ist. Mit Rasenmähen oder Rosenzüchten klappt das nicht. Unter der Woche dominiert auf dem Platz darum die männliche Altersgruppe 65 plus.

Nur knapp 40 Prozent der rund 100 000 Schweizer Golfer sind Golferinnen, und weil Frauen seltener als Männer spielen, ist die männliche Dominanz auf den Fairways noch ausgeprägter. Der Anteil der alten Männer wird weiter wachsen. Golf hat ein Nachwuchsproblem. Der Anteil der Junioren unter achtzehn Jahren liegt bei gerade mal 6 Prozent und kommt überhaupt nicht voran. Heutige Teenies finden die exzentrischen und tätowierten Stars im Fussball und im Basketball viel sexier als die artigen und brav gescheiterten Spitzenspieler im Golf.

Mythos-Check:
Stimmt zu mindestens 60 Prozent.



2. Golf ist viel zu teuer

Billig ist Golf nicht, aber auch nicht so teuer, wie Externe oft glauben. Eine Runde Golf kostet hierzulande um die 120 Franken. Wer also von März bis Oktober jede Woche eine Runde spielt, den kostet das im Jahr um die 4500 Franken. Die bessere Idee ist darum eine Jahresmitgliedschaft, wie sie von vielen Klubs angeboten wird. Die kostet dann so um die 5000 Franken, aber damit kann man, wenn man will, jeden Tag auf den Platz.

Nicht sehr empfehlenswert ist hingegen eine Vollmitgliedschaft in einem Golfklub. Dann bezahlt man eine Aufnahmegebühr von rund 25 000 Franken plus eine Jahresgebühr von nochmals 3500 Franken. *Member* eines Klubs zu sein, war über Jahrzehnte das klassische Modell. In heutigen Zeiten des flexiblen Lebens wirkt das Modell etwas antiquiert.

Nicht sehr teuer ist hingegen ein anständiges Schlägerset. Das kauft man heute online für etwa 2500 Franken, und das hält dann zehn Jahre.

Mythos-Check: Stimmt halbwegs.

3. Golf ist gar kein Sport

Das Schöne an Golf ist, dass man es als Sport oder als Spiel betreiben kann. Reiner Sport ist es dann, wenn sich Spieler einen harten Wettkampf liefern, ob in einem Turnier oder privat. Dann ist die physische Belastung hoch, genauso wie die mentale Anspannung. Es ist Kampf. Dass es Sport ist, ermisst sich auch an den Preisgeldern der Golfprofis: Niemand würde einem Turniersieger bis zu 2,5 Millionen Franken in die Hand drücken, wenn er nur einen Spaziergang hinter sich gebracht hätte.

Es kann aber auch reines Spiel sein. Dann steckt man sich eine dicke Zigarre ins Gesicht und ein Sixpack Bier in den Eiskasten des Golfwagens und macht sich zu viert auf zu



einer fröhlichen Party auf dem Platz. Hinterher weiss niemand so genau, wer gewonnen hat, wenn überhaupt, aber das spielt keine Rolle, weil danach im Klubhaus die Party bei einem Steak mit Bordeaux und Smalltalk weitergeht.

Erfahrene Spieler können beides. Sie können Sport, sie können Spiel, je nachdem, mal so, mal so.

Mythos-Check: Stimmt zu 50 Prozent.



4. Golf braucht viel zu viel Training

Golfeinsteiger buchen am besten einen Crashkurs, der etwa eine Woche dauert. Nach einer Woche kann man es einigermaßen, so wie man nach einer Woche auch einigermaßen Ski fahren oder ein Flugzeug fliegen kann. Will man auf dem Golfplatz ein Freizeitspieler sein, ohne grosse Ambitionen, so genügt das durchaus.

Um gut zu spielen, braucht es dann aber tatsächlich enormen Trainingsfleiss. Wer vom Laien zum Könner werden will – und dann ein Könner bleiben will –, muss dann schon dreimal pro Woche für zwei Stunden auf das Übungsgelände der Driving Range und dort ein paar hundert Bälle durch die Luft hauen und über den Rasen schieben. Und das Blöde dabei ist: Das muss er nicht ein paar Wochen lang, sondern ein paar Jahre lang. Und meist, leider, ein Leben lang.

Mythos-Check: Stimmt.



5. Eine Golfpartie dauert acht Stunden

Golf ist die einzige Ballsportart, die man auch alleine betreiben kann. Das ist sonst, von Tischtennis bis Pétanque, nirgends der Fall. Man kann also morgens um sechs, wenn niemand sonst dort ist, auf dem Platz ganz alleine eine Runde drehen. Dann ist man extrem schnell. Das dauert, inklusive Hin- und Rückfahrt, keine vier Stunden.

Eine Golfpartie zu zweit oder zu viert, mit Anreise, Golfrunde, Duschen, ausgiebigem Essen und Trinken sowie Abreise, dauert um die acht Stunden. Wenn man dann noch eine Zigarre und zwei Cognacs hinterherschleift, können es auch neun Stunden werden. Wem das übertrieben erscheint, der hat eine

zeitsparende Alternative. Ein Golfplatz hat achtzehn Löcher und ist sechs bis sieben Kilometer lang. Beim Minigolf sind es auch achtzehn Löcher, aber nur etwa 300 Meter. Da ist man spätestens in 45 Minuten durch.

Mythos-Check: Stimmt.

6. Golf ist ein Gentlemen's Game

Mitunter erlebt man eine dieser Sternstunden der Fairness. Da kommt ein Mitspieler über das Fairway auf einen zu und sagt: «Ich habe vor meinem Schlag den Ball unabsichtlich berührt. Du musst mir einen Strafschlag notieren.»

So was begründet den Ruf von Golf als Gentlemen's Game. Gentlemen sind stets fair und betrügen nie. Die Realität ist leider eine andere.



In Umfragen gestehen über 70 Prozent der Golfer zu, auf dem Platz gelegentlich zu betrügen.

An erster Stelle, so zeigen Fallstudien, steht die Fähigkeit des Golfers, seinen gefundenen Ball mit dem Schläger oder den Schuhen in eine bessere Lage zu bugsieren. Dann ist besonders virtuos die «Ich fand ihn»-Methode. Ungefähr zwanzig Meter von dem Ort, an dem der Ball in den Wald eindrang, findet der Golfer plötzlich seinen Ball im Gras. Wunder gibt es immer wieder, es sind die Wunder aus der Hosentasche.

Mythos-Check: Stimmt nicht.

7. Die Golfregeln sind viel zu kompliziert

Die Basisregel des Golfsports ist simpel: Hau auf den Ball, und egal, wie und wo er zu liegen kommt, hau wieder drauf, dies so lange,



bis er im Loch liegt. Nun ist das Problem, dass der Ball manchmal irgendwo verschwindet, wo das Draufhauen nicht möglich ist, etwa in einem Teich, einem Gebüsch oder ausserhalb des Platzes. Dann ist die Regel ähnlich simpel. Man spielt einfach einen zweiten Ball hinterher, muss aber dafür einen Strafschlag hinzuzählen.

Viel mehr braucht man über Golfregeln nicht zu wissen. In den letzten Jahren wurde eine Vielzahl von eher skurrilen Golfregeln abgeschafft. So durfte man früher mit dem Schläger das Gras nicht berühren, wenn der Ball sehr nahe am Wasser lag. Das und ähnliche Absonderlichkeiten wurden aufgehoben. Ein einziges Relikt ist aus der früheren Regelexzentrik geblieben. Es ist verboten, im Sandbunker vor dem Schlag mit der Hand oder dem Schläger den Boden zu berühren. Niemand weiss, warum.

Mythos-Check: Stimmt nicht mehr.



8. Golfer haben keinen Sex

«Spielst du schon Golf, oder hast du noch Sex?»: Der Spruch kommt so sicher wie das Amen in der Kirche, wenn ein Nicht-Golfspieler auf einen Golfspieler trifft. Der Nicht-Golfspieler grinst dann ziemlich unverschämt.

Nun gibt es eine neue, wissenschaftliche Studie, die selbst die Golfgemeinde überraschte. Ihr Resultat: Keine andere Sportlergruppe hat mehr Sex als die Golferinnen und Golfer. Die Studie stammt von Tina Penhollow, Professorin an der Florida Atlantic University, und von der kalifornischen Psychologin Antonia Hall. Golfspieler haben demnach 12,5-mal Sex pro Monat, es folgen die Profitänzer (12,2-mal), Gewichtheber (12,2-mal), Tennisspieler (11,5-mal) und Fussballspieler (11,5-mal).

Expertin Hall kommentierte das Ergebnis so: «Golf hat hormonelle Vorteile, bringt Stressreduktion und mentale Entspannung. Das führt zu besserer sexueller Leistung.»

Eine kleine Relativierung zu den Sexathleten vom Golfplatz. Die Studie konzentrierte sich auf aktive Wettkampfsportler. Hobbysportler im Rentenalter wurden nicht berücksichtigt.

Mythos-Check: Stimmt gar nicht.

9. Die Schotten haben Golf erfunden

Der renommierteste Golfplatz der Welt ist der alte Links-Course in St. Andrews an der schottischen Nordseeküste. Hier sagen sie es jedem: «We are the home of golf.»



Das stimmt zumindest in kommerzieller Hinsicht. Die 587 Golfplätze von Schottland sind die zweitwichtigste Industrie im kleinen Land mit 5,5 Millionen Einwohnern. Noch umsatzstärker ist nur die Whisky-Branche. Die Schotten haben eine Meisterschaft darin entwickelt, die beiden bedeutendsten Industriesparten intensiv zu kombinieren. In einigen Golfclubs gibt es eine kleinere Whiskybar bereits in der Garderobe, wo man verweilt, bevor man dann zur richtig grossen Whiskybar im Klubhaus vorankommt.

Dennoch, die Schotten haben Golf nicht erfunden. Das waren im 15. Jahrhundert die Holländer, wie historisch zweifelsfrei nachgewiesen ist. Aber das ändert nichts daran, dass erst die Schotten das Spiel zu einem Welterfolg machten. Die Holländer hingegen konzentrierten sich inzwischen auf Käse. Darin sind sie Exportweltmeister.

Mythos-Check: Stimmt nicht.

10. Der beste Golfspieler ist Tiger Woods

Tiger Woods, heute 47-jährig, ist der finanziell erfolgreichste Golfspieler aller Zeiten. Mit Preisgeldern und Werbeverträgen brachte er es bis heute auf rund zwei Milliarden Dollar. Absoluter Rekordhalter ist er auch bei den unzähligen ausserehelichen Seitensprüngen, vorzugsweise mit Pornostars, was ihm eine Hundert-Millionen-Dollar-Scheidung einbrachte. In einer rein sportlichen Betrachtung aber ist Woods nur die Nummer zwei. Denn für diese Bewertung zählt, wie viele Major-Turniere ein Golfer gewonnen hat, Majors nennt man die vier jährlichen Golf-Top-Events, ausgetragen in den USA und in Grossbritannien. Woods gewann fünfzehn Major-Turniere. Bei Jack

Nicklaus, dem dominierenden Spieler von den sechziger bis in die achtziger Jahre, waren es deren achtzehn.

Nicklaus, genannt der «Goldene Bär», bleibt damit der Beste aller Zeiten. Auch privat ist er das totale Gegenteil von Woods. Mit zwanzig Jahren wurde seine langjährige Freundin Barbara die Seine und ist mit ihm inzwischen 63 Jahre lang verheiratet.

Mythos-Check: Stimmt nicht.



Gute Gründe jetzt Ihre Golferien an der ALGARVE zu buchen:

300 Sonnentage im Jahr, perfekte Golf-Temperaturen

45 top Golfplätze innerhalb 1 Stunde Autofahrt

Direktflüge nach Faro von Zürich, Basel, Genf

Köstlichkeiten aus Küche und Keller

Klippenlage mit Traumblick auf Atlantik

Klein aber fein mit dem gewissen Etwas

4- oder 7-Tage Golfpakete inkl. 3 bzw. 5 Greenfees, mit Mietwagen und vielen Extras

Schweizer Besitzer & Management, deutschsprachig

Ab Fr. 980.- pro Person (4 Tage Paket im Doppelzimmer Garden View)

Direkt-Link zu den Golfpaketen:
www.vivendamiranda.com



Verschenken Sie einen Gutschein!



Boutique Hotel Vivenda Miranda, Lagos-Algarve-Portugal

T. (+351) 282 763 222

managed by Carvoeiro Clube Group



Swinging Andermatt

Er ist der jüngste Golfplatz der Schweiz und doch bereits eine Legende.
Zu Besuch in Andermatt und bei Bernhard Russi.

Michael Bahnerth



In Richtung Schlaraffenlandhimmel: Andermatt um 1900.

Loch 6 in Andermatt, ein Par 4, 380 Meter. Man steht auf über 1500 Metern über Meer, Libellen fliegen, man hört Braunkehlchen singen und denkt an Bernhard Russi, es ist sein Lieblingsloch. Weil man bei jedem Schlag eine Aussicht auf Andermatt hat, sein Dorf, seine Heimat. Weil das Loch «vom Charakter her», wie er sagt, «wie eine Abfahrts-piste ist». Und dass man den Ball nicht mittig spielen soll, sondern etwas rechts.

Man müsste spielen, wie eine Libelle fliegt, denkt man. Der Flug der Libelle ist Leichtigkeit und Eleganz. Die amerikanische Golferin Nelly Korda kommt ihm am nächsten. Sie schwingt so elegant, wie Russi einst Ski gefahren ist, und vielleicht deshalb schaut sich Russi immer wieder ihren Swing auf Video an.

Es ist Januar in Andermatt, das Dorf voller Amerikaner, die kommen, weil sie mit ihrem Epic-Skipass hier fahren können. Ein paar

Schläge mit einem Driver entfernt liegt der Andermatt Swiss Alps Golf Course unter einer Schneedecke. Russi ist dessen Präsident, zwanzig Runden jährlich spielt er dort, das ist nicht viel, nicht wenig, aber er brauche auch noch Zeit für anderes. Anderes, das ist das Zu-Berge-

Nelly Korda schwingt so elegant, wie Bernhard Russi einst Ski gefahren ist.

Gehen. Russi befindet sich kurz hinter der Ziellinie seiner Karriere, er ist, wenn man so sagen möchte, am aktiven Ausschwingen.

Wir sitzen im «Radisson»-Hotel an der Bar, später wird er das Video von Nelly Korda zeigen und schwärmen. Jetzt trinkt er Tee, kommt gerade von einer Massage und spricht über Andermatt, den Golfplatz, die Schönheit des

Urserentals; es sind Geschichten, die aus seinem Mund manchmal klingen wie aus einem Märchenbuch.

Lange vergessen

Dort, wo der ägyptische Unternehmer Samih Sawiris ein Luxushotel gebaut hat, eines der schönsten der Welt, und einen Golfplatz, einen der faszinierendsten der Welt, und das einst ein wenig im Schatten der Welt dämmernde Andermatt in Richtung eines kleinen Schlaraffenlandhimmels befördert hatte, dort hätte auch gar nichts sein können ausser Wasser.

1944 wollten die Centralschweizerischen Kraftwerke das ganze Urserental mit einer 208 Meter hohen Staumauer fluten; Andermatt wäre versunken, Hospental und Realp und 254 Häuser, 2000 Menschen hätten umziehen müssen, 1300 Rinder und 1900 Schafe und Ziegen auch. Die geplante Staumauer zerschellte

dann an der Härte der Urner Köpfe, es gab Krawall, das Militär griff ein. 1951 kapitulierten die Fantasten der Strombranche.

Anstatt eines Stausees hat Andermatt ein Meer, die Einheimischen nennen es so, es liegt auf dem Golfplatz, zwischen dem Clubhouse und der Driving Range. Es ist an der Oberfläche ein prächtiges Stück Sumpfmoor, darunter war

Viele kannten Andermatt vom Durchfahren, vom Hörensagen und wegen Bernhard Russi.

es lange Jahre das Abfalldepot des Dorfes. Fahrräder versanken darin, Skis. Man läuft heute auf kleinen Wegen in surrender Ruhe über und durch das Meer von Andermatt, hin zur Driving Range. Ich kenne keinen schöneren Weg zu einer Driving Range. Ausser vielleicht wenn es regnet.

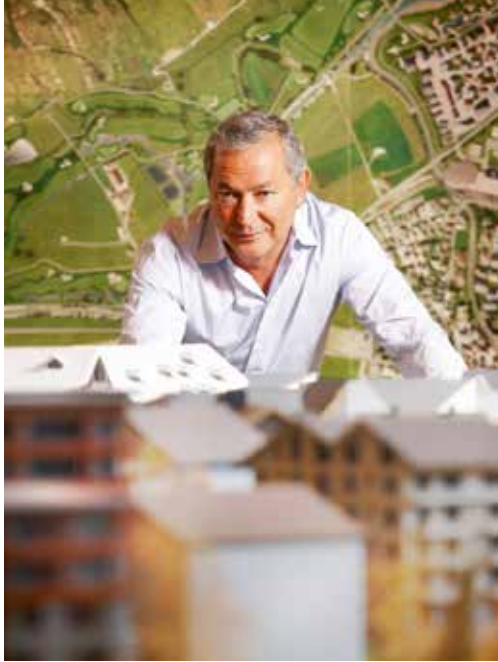
Andermatt ist ein Dorf, das lange ins Vergessen versank; ein Garnisonsdorf, ein Waffenplatz zu Füßen des Reduits, ein bisschen Skiort im Winter, viele kannten es vom Durchfahren auf der Gotthardroute, vom Hörensagen und wegen Bernhard Russi. Vor vielleicht dreissig Jahren wurde jene Weiche gestellt, die Andermatt später aus seinem Dämmerzustand befreien sollte. Realp, das kleine Dorf hinter Andermatt, war gerade dabei, sein Leben zu verlieren. Es gab immer weniger Bauern, die Einwohnerzahl ging zurück, 170, 150, noch weniger, und das Dorf nahm sich vor, sich selbst zu helfen.

Samih Sawiris' Plan

Russi half mit. Der Ausbau des Wintersports war kein Thema, Realp setzte auf den Sommer, auf Golf. «Das Gelände war optimal für einen 9-Loch-Platz», erzählt Russi. Da seien überall Terrassen gewesen, angelegt von den Bauern, um im Zweiten Weltkrieg Traugott Wahlers Kartoffelanbauschlacht wahr werden zu lassen. «Wir schufen im Grunde nur Abschlagszonen und Greens.» Das war der Beginn des Golfs in Andermatt. Und der Anfang vom Aufstieg des Urserentals.

Und dann kam der Mann aus dem Land der Pharaonen, Samih Sawiris. Schon länger war er auf der Suche nach einer Million Quadratkilometer in der Schweiz, um darauf ein Luxus-hotel zu bauen. In Andermatt fand er sie. Mit Russi lief er auf den Bätzberg, sah auf das Tal, das Dorf, den einstigen Waffenübungsplatz. Sawiris schwärmte von der guten Luft, die er durchaus verkaufen könne, die so ganz anders sei als die gelegentlich fast uneinatembare in Ägypten, sie sprachen darüber, dass die Welt wärmer werden würde und dass Sommerdestinationen mehr Zukunft hätten als Winterdestinationen. 2005 war das.

Sawiris mag das Wort «Vision» nicht, er sagt lieber «Plan» dazu, und zusammen mit Russi



Eine Million Quadratkilometer: Samih Sawiris.

entwickelte er einen. Sie sahen einen Golfplatz unten im Tal, Sawiris sah den besten der Welt, auf dem all die grossen Turniere stattfinden sollten, Russi sah die Realität. Entstanden ist einer der schönsten 18-Loch-Golfplätze, ein grossartiges Kleinod. Das Tal besteht heute aus einem Drittel Landwirtschaft, einem Drittel Biosphäre und einem Drittel Golf. Das einzig irritierende am Golfplatz ist der Wind, der den Berg hinunterrauscht und die Ballkontrolle erschwert. Aber wie sagt Russi: «Das ist für uns hier kein Wind. Das ist Airconditioning.»

Das meisterwähnte Loch der Anlage, die von oben aus betrachtet aussieht wie eine schwimmende Wasserschildkröte, ist das dritte (Par 4, 269 Meter). Man steht am Abschlag, 150 Meter



«Kein Wind, sondern Airconditioning»: Bernhard Russi beim Golfspiel in Andermatt.

vor einem steht eine Mauer, eine kleine Festung fast, ein bisschen unüberwindlich sieht sie aus. Viele nehmen hier den Driver, Russi vermutet, aus Gewohnheit, einfach, weil da Par 4 stehe, doch ein Holz fünf ist viel geschickter, und wenn der Schlag gelingt, fühlt man sich ein bisschen wie der Eroberer von Andermatt.

Als Sawiris' Geschäftssinn und sein Herz im Einklang schlugen, die ersten Pläne gezeichnet waren, die Gerüchte im Dorf die Runden machten, war es an der Zeit, in der Mehrzweckhalle die Urner *Grinden* davon zu überzeugen. Es kam zu einer öffentlichen Präsentation, Standing Ovations von den meisten und zum inzwischen legendären Sawiris-Satz: «Ich liebe Andermatt, ich komme gerne hierhin, aber ich kann eure Probleme nicht lösen. Das können wir nur gemeinsam.»

7800 Runden pro Jahr

«Das ganze Projekt», sagt Russi heute, «war damals für die Leute nicht einfach zu verstehen.» Er selbst war noch nicht an Bord von Sawiris' Ideenschiff für Andermatt. «Komm lieber aufs Schiff, Bernhard», riet Sawiris, «es werden dich sowieso alle darauf ansprechen, und so kannst du was bewirken.»

Auf den Zonenplan hin, erinnert sich Russi, der mit 98 Prozent angenommen wurde, gab es drei, vier Einsprachen, «alle auf vorgegedruckten Formularen festgehalten». Hauptsächlich Umweltverbände waren dagegen und ein, zwei Ewiggestrige. «Wir sind dann auf die Landwirte zugegangen, auf den schwierigsten zuerst. Was da alles genau gelaufen ist, an Versprechungen auch, ist nicht ganz klar. Aber es hat funktioniert. Geholfen hat auch, natürlich, dass wir von Anfang an die Umweltverbände mit an Bord geholt haben.»



Surrende Ruhe: Ein prächtiges Stück Sumpfmoor, von den Einheimischen «Meer» genannt.

Zwei Jahre wurde gebaut, 2016 war die Eröffnung der ersten neun Löcher, es kamen weitere hinzu, das Clubhouse; dem Platz wohnte von Anfang an ein Zauber inne, der nie nachliess. Kaum woanders hat man das Gefühl, beim Golfspiel so in der Natur zu sein wie bei diesem

*Russi spielt kein Golf im Winter.
So wie er im Sommer nicht Ski fährt.
Es ist eine Art Selbstschutz.*

Platz. Vielleicht ist das mit der Grund, weshalb auf ihm jährlich 7800 Runden gespielt werden. Da und dort nervt das Biotopische links und rechts der Fairways auch, natürlich. Wer seinen Schlag verzieht, dessen Ball ist für immer verloren. Wie sagt Russi: «Du musst halt auf dem Platz spielen.»

Es ist Abend geworden im «Radisson» und leider noch nicht Frühling, um auf diesem Platz zu spielen, für mich zum zweiten Mal nach dem ersten *Weltwoche*-Open letzten Juni. Diesem Course, der seinen Weg und seine Geschichte gefunden hat, eine Geschichte, in der alles liegt, was Golf und Leidenschaft erzählen können.

Russi spielt kein Golf im Winter. So wie er im Sommer nicht Ski fährt. Es ist eine Art Selbst-

schutz. «Fange ich im Winter an auf der Driving Range, kann ich nicht nur einmal gehen, ich muss dann immer wieder hin. Da fängt das Programm an zu laufen. Und alles andere würde liegen bleiben.» Vielleicht, so erwägt er, geht er mal ins Unterland in eine Indoor-Anlage. Um seinen Schwung ästhetischer aussehen zu lassen, damit er sich jenem von Korda annähert.

«Wie lange spielst du schon, Bernhard?» – «Seit November 1977.» Wahrscheinlich würde er für eine Antwort länger brauchen, fragte man ihn nach dem Jahr, in dem er geheiratet hat. «Damals im November habe ich meinen ersten Ball geschlagen.»

Russi schlug Bälle, bis er blutete

Es war in Lausanne und Russi Weltmeister und Olympiasieger, und er war eingeladen. Der Klub in Lausanne wollte ein bekanntes Schweizer Sportlergesicht, jemanden, der Golf spielt und so einen Boom auslöst. Russi ging auf drei Löcher mit Yves Hochstetter, dem heutigen Präsidenten des Lausanner Golfklubs. Hofstetter stand am Abschlag und sagte zu Russi, er müsse den Ball mit einem Fade spielen, damit er nach 200 Metern rechts abdrehe, dort sei das Grün versteckt. Und Hofstetter schlug. Es war ein Schlag, den Russi nie vergessen hat. «Ich bekomme heute davon noch

Gänsehaut, wie der Ball flog, gerade aus, dann rechts, unglaublich.»

Danach ging es auf die Driving Range, zwei drei Bälle nur waren geplant, die andern gingen zum Aperitif, Russi sagte, er käme gleich. Er schlug Bälle, so viele, wie vielleicht Perlen im Champagner aufsteigen, immer noch einen und noch einen. Irgendwann verfärbte sich sein weisser Handschuh rot, er blutete, ging rein ins Clubhouse, wo die andern schon den ersten Gang gegessen hatten.

Er bekam ein Buch geschenkt, eines, in dem die Regeln waren und Bilder, wie man schwingt. Bei jedem Skirennen hatte er das Buch dabei, und abends stand er vor dem Spiegel und vollführte Probeschwünge. Als die Skisaison vorbei war, ging er nach Hawaii, sozusagen in Driving-Range-Isolationshaft. Seither ist Russi Golfer.

Nicht mehr lange, und der Schnee wird weg sein. Der Boden wird lebendig werden, die Vögel zurückkommen, die Libellen ihren Larven entschlüpfen. Und man selbst wird dastehen, am ersten Loch, der Wind wird den Berg hinunterwehen. Die Hüfte wird sich in Richtung Andermatt drehen, die linke Schulter sanft in Richtung Boden, die Arme gehen nach oben, die Augen ruhen auf dem Ball. Und dann fliegt man, wie eine Libelle, wenn man Glück hat.

DIE WELTWOCH

Save the date:
6. Juli 2023!

Leser-Turnier

2. Weltwoche Open

Donnerstag, 6. Juli 2023, in Andermatt



Verbringen Sie einen Tag mit den Golfern aus der Redaktion!
Abendbankett im «Chedi» in Anwesenheit von **Roger Köppel**.

Übernachtung zu Spezialkonditionen in den Spitzenhotels
«The Chedi» und «Radisson Blu»

Mit Schnupperkurs für Anfänger

Programm und Anmeldung ab 28. März unter www.weltwoche.ch/golf

THE CHEDI
ANDERMATT, SWITZERLAND

Radisson BLU
REUSSEN. ANDERMATT

ANDERMATT 
SWISS ALPS

«Warum brüllst du mich an?»

Wenn es einen Härtetest für die Beziehung zwischen Mann und Frau gibt, dann findet er auf dem Golfplatz statt.

Kurt W. Zimmermann

Jede Frau hat die Situation schon erlebt. Sie hat sie erlebt, wenn ihr zum Beispiel am fünften Loch ein Schlag missraten ist. Der Ball verzog etwas nach links.

Da sagt ihr Mann: «Höre, Darling, ich gebe dir einen Tipp. Du musst den Schläger lockerer halten, ganz locker. So bleibst du gerade.» Nach diesem Hinweis umklammert er seinen Schläger, bis die Knöchel weiss hervortreten, und hämmert den Ball krachend in den Wald. Die Frau sagt nun milde: «Da hast du aber Pech gehabt.»

Am sechsten Loch gerät der Schlag der Frau etwas zu kurz. Da sagt ihr Mann: «Höre, Darling, ich gebe dir einen Tipp. Deine Schwungebene ist zu steil. Du musst flacher an den Ball kommen, das bringt dir Länge.» Nach dieser Erklärung haut er von weit oben steil nach unten in den Boden, Erdklumpen fliegen durch die

Da stossen Kulturen aufeinander. Die Dialoge auf dem Platz sind dadurch nicht ganz spannungsfrei.

Luft, und der Ball hoppelt jammervoll zwanzig Meter weiter vorn in den Teich. Die Frau sagt dann milde: «Jetzt hast du schon wieder Pech gehabt.»

«Musst du eigentlich jeden Schlag von mir kommentieren!», brüllt er nun. «Warum brüllst du mich an?», fragt sie. «Ich brülle, wenn ich brüllen will!», brüllt er nun.

Nichts, ausser Amüsement

Das Problem liegt darin, dass Männer und Frauen zu Golf eine sehr unterschiedliche Attitüde haben. Für Männer ist es die Fortsetzung ihres Lebens von ausserhalb des Platzes. Man sollte gut sein, man sollte Leistung zeigen, man sollte gewinnen. Wenn Männer untereinander spielen, dann geht es immer um einen Einsatz. Männer spielen um Geld oder um Drinks.

Wenn Männer unter sich spielen, ist der Ton eher etwas ruppig. Man macht dumme Witze, und faule Sprüche gehören dazu, wenn der Ball des Mitspielers ins hohe Gras entwindet.

Für Frauen ist Golf nicht die Fortsetzung des Lebens von ausserhalb des Platzes. Für einmal müssen sie sich für um nichts kümmern und können entspannen. Wenn Frauen untereinander spielen, dann spielen sie nicht um die Wette, dann geht es um nichts ausser um das Amüsement.

Wenn Frauen unter sich spielen, ist der Ton freundlich und entspannt. Es würde einer Frau nie einfallen, ein Missgeschick einer Mitspielerin ironisch zu kommentieren.

Es sind zwei sehr unterschiedliche Attitüden, die hier aufeinandertreffen. Der Ernst des Lebens gegen den Spass am Leben. Das hat Konfliktpotenzial. Der Mann, der Golf als Fortsetzung des sonstigen, harten Lebens betrachtet, unterstützt darum seine Lebenspartnerin noch so gern mit seinen Ratschlägen, damit auch sie sein grossartiges Leistungsniveau erreicht.

Der Unterschied zeigt sich schon im Outfit. Frauen sind auf dem Platz als pinke Panther, getigerte Leoparden und als grüne Giftzwerge unterwegs, wobei sie den Unterschied zwischen den Farben Rosa und Pink sehr genau kennen. Rosa bezeichnet eher blassere Rottöne, während Pink für kräftigeres Rosa mit einem ganz leichten Blaustich steht.

Männer haben für so was wenig Sensorium. Sie neigen – vor allem die älteren Kaliber – gern zu textilen Vorlieben, die sich im Bereich der Schlammfarben bewegen. Lieber als farbliche Extravaganzen leisten sie sich einen neuen Driver für 500 Franken, mit dem sie den Ball nochmals zehn Meter weiter hauen können, oft zehn Meter weiter ins Gebüsch.

Da stossen Kulturen aufeinander. Sie, ganz in Pink oder Rosa, leistet natürlich Widerstand, sich beim Golf die männlich-schlammfarbene Sichtweise der Kampfsportart aufdrücken zu lassen.

Die Dialoge auf dem Platz sind dadurch nicht ganz spannungsfrei. Wenn auf der gemeinsamen Golfrunde die Frau zweimal hintereinander in den Boden schlägt, dann sagt er. «Du schlägst in den Boden, weil du während des Schwungs in die Knie gehst.»



Unterschiedliche Attitüden.

«Ich weiss selber, warum ich in den Boden schlage», faucht dann die Frau zurück.

«Wenn du weisst, warum du in den Boden schlägst», sagt er nun, «warum schlägst du dann in den Boden?»

Das ist nicht unbedingt förderlich für das interne Diskussionsklima.

Gemeinsam in derselben Arena

Verschärft wird das knisternde Spannungsverhältnis durch eine golferische Besonderheit: Nur im Golf treten Männer im Wett-



kampf gegen Frauen an. In den üblichen Klubturnieren spielen Männer und Frauen in gemischten Vierergruppen, den Flights. Die Frauen dürfen an jedem Loch zwar ein bisschen weiter vorne starten, aber das ist kein wesentlicher Unterschied.

Golf ist die einzige Sportart, in der Männer und Frauen gemeinsam, gleichzeitig und in derselben Arena unterwegs sind. Das gibt es sonst nirgendwo. Männer boxen nicht mit Frauen. Frauen rudern nicht gegen Männer. Männer spielen nicht Eishockey mit Frauen.

Einigermassen vergleichbar ist allenfalls das Springreiten, das auch keine Geschlechtertrennung kennt.

Golf ist dadurch die emanzipierteste Sportart auf diesem Planeten. Hier triumphiert echte Gleichberechtigung. Männer und Frauen machen auf dem Spielfeld keine Unterschiede. Golf, können wir umgekehrt sagen, ist dadurch auch die einzigartige Kampfzone der Geschlechter. Gleichberechtigte Männer und Frauen stehen für einmal in direkter Konkurrenz.

Diese direkte Konkurrenz von Mann zu Frau und Frau zu Mann ist eine der reizvollsten Facetten dieses Spiels. Klar, auch sonst ist eine Partnerschaft nicht frei von Wettbewerb. Wem gelingt die bessere Sauce für die Spaghetti bolognese? Wer bekommt das Wiener Schnitzel zarter hin? Bei Golf aber ist es etwas intensiver als am Herd.

Und damit wären wir – jedoch nur aus Männersicht – beim Problem. Frauen spielen oftmals besser als Männer. Ihre Schläge sind

Beim Golf sind Männer und Frauen gleichzeitig unterwegs. Das gibt es sonst nirgendwo.

zwar kürzer, ihre Bälle landen dafür aber auf der gemähten Spielbahn. Männer sind länger, kennen aber nur allzu gut die wiederkehrende Erfahrung, wenn ihr Ball krachend im Gebüsch oder im Gehölz verschwindet. Für Frauen ist der Ball ein Spielgerät, mit dem sorgsam umzugehen ist. Männer haben dem Ball gegenüber hingegen eine Hau-den-Lukas-Mentalität.

Für Männer, deren Frauen besser spielen, gibt es eine spezielle Beschreibung. Man nennt sie den «Klub der armen Schweine». Im Klubhaus haben diese Underdogs, die ein höheres Handicap als ihre Partnerin haben, kein leichtes Leben.

«Und, wie viel Geld hat dir deine Frau heute wieder abgenommen?» gehört noch zu den harmloseren Fragen nach einem Wettspiel mit der Gattin aus der höheren Leistungsklasse. Die meisten Göttergatten können mit ihrem Dasein der internen Zweitklassigkeit nicht sehr gut umgehen.

Allzu oft ist ungesund

Es stellt sich also die Frage: Ist es ratsam, mit dem Gatten und der Gattin oder mit dem Partner und der Partnerin zu spielen? Wir leben in Zeiten der politischen Korrektheit und der Genderdebatte, darum muss die Antwort etwas vorsichtig ausfallen. Sagen wir mal so: Allzu oft ist ungesund.

Das sehen viele ähnlich. Bei golfenden Ehepaaren hat sich eine Art Grundprinzip eingebürgert. Unter der Woche spielt man mit den Kollegen und Kolleginnen, am Wochenende und in den Ferien spielt man mit dem Partner. Das ist schon mal ein probates Mittel zur Konfliktprävention.

Die Engländer und die Schotten, die Altmeister in Golf, haben in solch zwischenmenschlichen Belangen eine jahrhundertelange Erfahrung. Sie sind darum rigoros. In den Klubs spielen Männer in aller Regel nur mit Männern und Frauen mit Frauen, Gentlemen unter sich, Ladys unter sich. Wer unbedingt etwas zusammen unternehmen will, sagen sie dort, der kann ja immer noch gemeinsam ins Kino. Oder ins Bett.

Halbwegs geschlossene Gesellschaft

Ein Klub, der jeden aufnimmt, ist kein Klub.
In Golfklubs sehen sie dieses Prinzip nicht mehr so eng.

Kurt W. Zimmermann



Man redet, schwatzt, trinkt, fühlt sich zu Hause: Golf & Country Club Zürich.

Auf seine alten Tage hin packte es auch Roger Schawinski. Kurz vor seinem 70. Geburtstag begann der Medienunternehmer Golf zu spielen. Als er es einigermaßen konnte, bewarb er sich als Mitglied im Golf Club Dolder – bitte mit C –, dem kleinen, feinen Platz oberhalb der Stadt Zürich.

Schawinskis Gesuch, Dolder-Mitglied zu werden, wurde vom zuständigen Komitee rundweg abgelehnt. So einen Typen wollten sie nicht in ihrem Klub. Für einmal zeigte sich, was ein Klub in seinem Wesen ist. Ein Klub, der jeden aufnimmt, ist kein Klub.

Nun, was ist ein Klub? Die «Encyclopedia Britannica», der Heimat von Golf, definiert ihn als Vereinigung von Personen, die einen gemeinsamen Zweck verfolgen, wobei die Personen untereinander nicht verwandtschaftlich verbunden sind.

Weil die Klubmitglieder untereinander nicht verwandtschaftlich verbunden sind, ist ein Klub keine Familie. Man gehört nur dazu, wenn man berufen ist.

Es gibt nur noch wenige Golfklubs, die sich diese etwas snobistische Tradition erhalten haben, wonach ein Klub, der jeden aufnimmt, kein Klub mehr ist, sondern ein Sammelbecken.

Neben dem GC Dolder sind das in der Schweiz beispielsweise die Klubs von Genf, Schönenberg und Zumikon. Im Golf & Country Club in

Zumikon etwa hat es Tradition, dass eine Club-Delegation den Bewerber privat besucht, um zu prüfen, ob sein Haus einladend genug möbliert ist und seine Gattin adrett genug daherkommt. Manchmal streicht einer der Detektive hinter dem Rücken des Bewerbers über die Oberseite eines Schrankes und schaut, ob sich da Staubreste finden.

Klassische Klubtradition

Im Club von Schönenberg wiederum verweigerten sie einem prominenten Unternehmer die Aufnahme, nachdem sie tief ins Zeitungsarchiv gestiegen waren. Der Mann war Jahre

Spielen durften die Bündner am späteren Nachmittag, wenn die Briten bereits beim Champagner sassen.

zuvor von einer Frau ein sexistischer Übergriff vorgeworfen worden. Es erwies sich dann schnell seine Unschuld, aber trotzdem, so sagten sie sich in Schönenberg, man weiss ja nie.

Solch geschlossene Zirkel im Golf haben historische Gründe. Das wirkt bis heute nach. Golf wurde Ende des 19. Jahrhunderts von den Briten in die Schweiz gebracht, genau so, wie die Briten Bobsleigh, Eiskunstlauf, Skeleton und Curling importierten. All dies begann im Engadin.

1890 entstand in St. Moritz, britisch inspiriert, ein erster, kleiner Platz. Drei Jahre später wurde in Samedan der erste reguläre 18-Loch-Platz der Schweiz eröffnet. Die Bündner arbeiteten für die britischen Gäste als Caddies, trugen deren Golfaschen und wurden oft selber gute Golfer. Die Klubmitglieder aber weigerten sich, die Bündner in den Klub aufzunehmen. Spielen durften die Eingeborenen nur am späteren Nachmittag, wenn die Briten im Klubhaus bereits beim Champagner sassen. Auch in der Fremde wollten die Members von der Insel unter sich sein.

Sie pflegten damit die klassische Klubtradition. Die ersten heutigen Klubs gab es im 18. Jahrhundert in England. Es waren aristokratische Coffeehouse-Clubs wie White's, Brook's und Boodle's. Die Blaublüter und Grossbürger waren unter sich, der aufstrebende Mittelstand hatte keinen Zugang. Zugleich entstanden die Debattierklubs. Sie hiessen The Westminster Forum, The Athenian Society und The Carlisle House. Ihre Mitglieder, auch sie aus der Oberschicht, sassen stundenlang in ihren Klublokalen und redeten sich die Kehle heiser.

Als Gegenbewegung entstanden dann sogenannte *working men's clubs* für den arbeitenden Mittelstand, so wie der Rotary Club. Er wurde gegründet von einem Kohlenhändler, einem Ingenieur, einem Rechtsanwalt und einem Schneider. Schnell aber lernten auch die Rotarier

die Spielregeln des Klublebens und verweigerten vielen Bewerbern die Aufnahme. Sie wissen bis heute: Ein Klub, der jeden nimmt, ist kein Klub.

Die ersten Golfklubs entstanden im 18. Jahrhundert. Zuvor spielte man ziemlich unorganisiert und spontan. Ein gutes Beispiel für eine spontane Golfpartie lieferte etwa die schottische Königin Maria Stuart. Am Morgen des 10. Februar 1567 wurde ihr Gatte Lord Darnley tot im Schlossgarten gefunden. Er war ermordet worden. Wenige Stunden später schon spielte Maria Stuart eine Runde Golf. Obschon die Schotten bereits damals ziemlich golfverrückt waren, trug diese Golfpartie nicht unbedingt zur Popularität von Maria Stuart bei.

Infrastruktur und Geselligkeit

Der erste nachgewiesene Golfklub der Welt, 1744 gegründet, hat die Welt des Golfs dann enorm verändert. Denn er legte Mitte des 18. Jahrhunderts die ersten schriftlich festgehaltenen dreizehn Golfregeln fest. Sie wurden 1744 von den Gentlemen Golfers of Leith formuliert.

Viele von den anfänglich dreizehn Golfregeln existieren noch heute, wenn auch in etwas variiert Form. Beispielsweise:

Beim Einlochen deines Golfballs solltest du den Ball ehrlicherweise auch wirklich nur in Richtung Loch schlagen und nicht in Richtung der gegnerischen Bälle, um diese zu treffen.

Solltest du deinen Ball verlieren, weil du ihn aufgegeben hast oder aus anderen Gründen, musst du zurück zu dem Punkt, von dem aus du ihn zuletzt abgeschlagen hast. Dafür bekommst du einen Strafschlag.

Sollte ein Ball von einer Person, einem Pferd, einem Hund aufgehalten werden, muss der gestoppte Ball von der Position weitergespielt werden, wo er zum Liegen gekommen ist.

Jeder Klub, egal ob Jachtklub, Debattierklub oder Golfklub, besteht aus zwei Faktoren. Zum Ersten stellt er die Infrastruktur zur Verfügung, damit seine Mitglieder eine bestimmte Tätigkeit ausüben können. Die Tätigkeit kann eine körperliche oder eine geistige Aktivität sein. Zum Zweiten pflegt jeder Klub die Geselligkeit. Seine Mitglieder stehen miteinander in Kontakt und tauschen sich aus. Klubleben nennt man das. Man sitzt bis Mitternacht im Klubhaus, man redet, man schwatzt, man trinkt, man fühlt sich zu Hause. Etwa 30 Prozent der Golfklubmitglieder spielen nie Golf. Sie zahlen ihre Mitgliedsgebühr nicht für Golf, sondern für Geselligkeit. Für sie ist der Golfklub kein Golfklub, sondern eine soziale Heimat.

Heute sind die meisten Golfklubs in finanziellen Engpässen, nicht existenzbedrohend, aber doch belastend. Der ganz grosse Golf-Boom ums Jahr 2000 ist vorbei. Es ist schwieriger geworden, neue, zahlende Mitglieder zu finden. Snobismus können sich darum nur noch wenige leisten. 95 Prozent der Schweizer Golfklubs würden heute auch einen Roger Schawinski aufnehmen.

Gäule und Golfer

Das Golf-Handicap wurde aus einem einfachen Grund erfunden: Wenn immer der Bessere gewinnt, wird es sterbenslangweilig.

Werner Winkler

Zugegeben, der Witz ist etwas geschmacklos, aber ganz so schlecht ist er nicht: Warum ist Golf bei den Paralympics keine zugelassene Disziplin? Man kann die Teilnehmer ja nicht gut fragen, was für ein Handicap sie haben.

Das Handicap ist eine Spezialität, die es ausser bei Golf nur im Pferdesport gibt. Ein schlechterer Gaul muss in einem Pferderennen deutlich weniger Gewicht tragen als ein besserer Gaul. So hat auch der Minderbegabte eine Chance.

Auf dem Golfplatz ist es genauso. Ein schlechterer Spieler darf auf einer Runde deutlich mehr Schläge brauchen als ein guter Spieler. So hat auch der Minderbegabte eine Chance.

Das schlechtere Pferd hat ein schlechteres Handicap. Der schlechtere Golfer hat ein schlechteres Handicap. Dadurch haben beide eine bessere Chance auf den Sieg.

Es ist klar, warum bei Pferderennen und bei Golfpartien dieses Handicap erfunden wurde, das die schlechteren Teilnehmer den besseren Teilnehmern gleichstellt. Sonst könnte man nicht wetten und nicht um Geld spielen. Wenn immer der bessere Gaul und immer der bessere Golfspieler gewinnen, dann ist das sterbenslangweilig.

Fair um eine Flasche Whisky spielen

Erfunden wurde das Handicap von den wettfreudigen Briten. Ein guter Golfer im Dorf wie der Pfarrer, der viel Zeit hatte, wollte auch gegen einen schlechteren Golfer im Dorf spielen, der weniger Zeit hatte, etwa gegen den Schuhmacher. Der Pfarrer hatte vielleicht Handicap 6, der Schuhmacher hatte vielleicht Handicap 18. Wenn sie eine Runde um eine Flasche Whisky oder um ein Pfund Sterling spielten, musste Chancengleichheit herrschen. Also gab der Pfarrer dem Schuhmacher zwölf Schläge vor.

Wenn aber dann immer der Schuhmacher gewann, dann verkleinerte man sein Handicap so lange, bis wieder der Pfarrer gewann. Und so weiter.

Darum geht es beim Handicap. Es geht darum, dass zwei unterschiedliche Spieler fair um eine Flasche Whisky spielen können oder um eine Handvoll Geld.

Das Handicap war historisch eine rein pragmatische Problemlösung für einen Wetteinsatz.

Heute ist das Handicap nicht mehr eine Problemlösung für einen Wetteinsatz, sondern eine Prestigefrage. Das Handicap ist eine Art Visitenkarte des Ehrgeizes geworden.

Die Manie des sogenannten Herunterspielens ist bei Einsteigern noch verständlich, bei erfahrenen Spielern dann aber eher wundersam. Sie verbringen Stunden auf der Driving Range und auf dem Putting Green, weil sie von Handicap 15,2 auf Handicap 14,0 runterkommen wollen.

Je tiefer das Handicap, so denken manche, umso höher sei ihr Sozialstatus im Klubhaus. Das ist natürlich Unsinn.

Die Höhe des Sozialstatus im Klub ermisst sich an der Höhe der Rechnungen, die man an der Bar und im Restaurant aus eigener Tasche begleicht.

Um die Überbewertung des Handicaps etwas zu entschärfen, lohnt auch ein Blick in die Statistik. Das ideale Handicap für einen Hobbygolfer ist im Grunde Handicap 18. Dann darf man an jedem Loch einen Schlag mehr brauchen, als es die Platzvorgabe für die Profis festlegt. Handicap 18 und tiefer aber haben nur ein Fünftel aller Golfer. Man gehört damit schon zur Elite. Wer also bei Handicap 18 angekommen ist, kann das Trainingsgelände grossräumig umfahren.

Wenn man schon seine Zeit verschwenden will, dann verschwendet man seine Zeit besser an der gutsortierten Bar des Klubhauses.



Chancengleichheit: Pferderennen.

«Bella figura» auf dem Green

Die Golfmode verharrte lange im Stil des späten Mittelalters. Jetzt kommt neuer Schwung rein.

Silvia Aeschbach

Einstiegsfrage: Kann man bei Poloshirts mit obligatem Kragen, die zu nicht gerade figurfreundlichen Hosen, die bis zu den Knien oder den Waden reichen, oder in Kombination mit einem knielangen Rock getragen werden, überhaupt von Mode sprechen?

Meine Antwort als Journalistin, die noch in einem Alter ist, in dem sie einen Quickie einem Birdie vorzieht, lautet: Nein.

Ich erlaube mir als Nichtgolferin trotzdem ein Urteil zu diesem Thema, denn ich befasse mich beruflich seit langem mit modischen Trends und Strömungen. Und ich bin durchaus offen, meine Meinung zu ändern, falls man mich mit guten Argumenten eines Besseren belehren kann.

Individualisierter, moderner Look

Bis es jedoch so weit kommen könnte, teile ich die Ansicht des amerikanischen Golfers Michael Williams, der auf seinem Männermode-Blog «A Continuous Lean» schreibt: «Es gibt mehr Regeln, wie man sich für Golf kleiden soll, als für die meisten anderen Sportarten, und doch ist es der am schlechtesten gekleidete Sport der Welt.»

Es brauchte keine lange Recherche, um festzustellen, dass Williams mit seiner Sicht auf

die Golfmode nicht allein auf dem Platz steht. Die Bestrebungen, den bisherigen eher langweiligen Mainstream in Richtung eines individualisierten und moderneren Looks zu entwickeln, sind in vollem Gang.

Doch zuerst zu den Dresscodes, die heute – zumindest hierzulande – auf den meisten Plätzen erwünscht oder gar gefordert sind. Kommen wir zu den Basics, zuerst zur oberen Hälfte der Bekleidung: Das klassische Rundhalsshirt ist beim Golfen genauso unerwünscht wie das sogenannte Muskelshirt, das die männlichen Schultern unbedeckt lässt, oder das bei den Frauen so beliebte Tanktop, das dank seinen schmalen Trägern und nach dem Auftragen eines Sonnenschutzes für optimale Bräune sorgt. Verpönt sind kurze Leibchen, die den Blick auf die nackte, weibliche Mitte gewähren. Selbst wenn warme Temperaturen dazu verführen könnten, ein Shirt locker-lässig über die Hosen oder den Rock zu tragen, um auf diese Weise für eine angenehme Lüftung zu sorgen: Vergessen Sie's! Das Oberteil gehört sowohl bei den Herren wie bei den Damen in den Bund des Unterteils gesteckt. Basta.

Dass die meisten Profigolfer anscheinend in langen Hosen spielen, empfinde ich als erfreulich. So bliebe mir, falls ich jemals als

Zuschauerin in den Genuss einer Challenge kommen würde, die Sicht auf behaarte Männerbeine erspart. Oder, wie es mein Mann so schön sagt: «Ausser auf dem Sportplatz, in der Badi und am Strand trägt ein erwachsener Mann lange Hosen!» Für einmal will ich ihm nicht widersprechen.

Crossover-Prinzip

Doch zurück zu den No-Gos in Sachen Golfkleidung: Dass knappe Shorts, die etwas antiquiert auch als «Hotpants» bezeichnet werden, die Platzreife nie erreichen, ist klar. Doch in den letzten zehn Jahren hat es bei den weiblichen Golf-Outfits offenbar eine positive Entwicklung

Welche Frau will schon wie der weibliche Klon ihrer männlichen Kollegen aussehen?

gegeben. Vorher hatten sowohl professionelle wie auch Hobbygolferinnen fast keine Auswahl, wenn es darum ging, auch nur einen Hauch ihres persönlichen Stils mit der Kleidung auszudrücken. Es gab vor allem Outfits, die jenen der Männer ähnelten, etwa Khakishorts und Polos – eine Kombination, die trotz kleineren Grössen oft unförmig oder gar schlabbig wirkte. Kein Wunder, litt darunter nicht nur der Tragekomfort, sondern auch die gute Laune: Denn welche Frau wollte oder will schon wie der weibliche Klon ihrer männlichen Kollegen aussehen?

Lange Zeit war somit für viele Golferinnen der Sport aus Sicht der Outfits alles andere als attraktiv. Das Golfen musste also eine wahre Passion sein, denn modische Lorbeeren liessen sich dabei definitiv nicht gewinnen. Glücklicherweise hat sich dies in den letzten Jahren ein wenig verändert. Dies bedeutet allerdings nicht, dass der Golfplatz zum Laufsteg werden muss. Aber durch die Entwicklung zu körper-schmeichelnden, klaren Schnitten, einer immer grösser werdenden Farbpalette und zu funktionellen Stoffen, die den verschiedensten Anforderungen genügen müssen, kann jede Frau (wiewohl immer noch im Rahmen der vorgegebenen Bedingungen) selbst entscheiden, wie sie sich beim Spielen am wohlsten fühlt.

Eine Entwicklung, die auch die schwedische Profigolferin Pernilla Lindberg begrüsst: «Die Golfmode ist immer femininer geworden, die



Persönlicher Stil: Golftasche von Louis Vuitton.



Augenzwinkern: Rapper Macklemore.



Immer wieder neu kombiniert: Shooting des japanischen Modelabels Mark & Lona.



«Mutig und furchtlos»: Viva Magenta, Farbe des Jahres.



Verzicht auf allzu Zuckersüßes: J.Lindegberg bedient ein jüngeres Publikum.



Trendiger Pfiff: Golfmode von Bogey Boys.



Den gesellschaftlichen Trends stark angenähert:

Stoffe immer perfekter.» Lindberg spricht damit den momentan riesigen Trend zum Athleisure-Look an, der Sport und Streetwear vereint und der die Worte *athletic* (sportlich) und *leisure wear* (Freizeitkleidung) verbindet. «Ich finde es toll, weil man jetzt mehr von seinem persönlichen Stil auf dem Golfplatz zeigen und auch nach dem Spiel woanders hingehen kann, ohne dass es so aussieht, als käme man direkt vom Sport», sagt sie.

Der gleichen Meinung ist auch Christina Kim, die Profigolferin, die für ihren eklektischen Stil auf dem Golfplatz bekannt ist. «Ich freue mich», sagt sie, «dass sich die Golfmode den gesellschaftlichen Modetrends stark angenähert hat. Die Zeiten der kastenförmigen, übergrossen Hemden und gefalteten Khakihosen sind vorbei. Funktionelle Stoffe, Silhouetten, die die weibliche Figur betonen, fröhliche Farben und Muster sowie klare Linien sind heute die Norm.»

«Athleisure Wear» heisst also der Golftrend der Stunde. Und es brauchte nur wenige Klicks, um festzustellen, dass diese Entwicklung hierzulande nicht nur angekommen ist, sondern auch immer mehr gedeiht. Ein fester Bestandteil dieses Kleidungsstils ist das Crossover-Prinzip.

Dazu werden funktionelle Kleidungsstücke, Shirts, Hoodies, Pullis, Jupes, Kleider, Hosen in allen Varianten einerseits übereinander getragen, andererseits auch immer wieder neu kombiniert. Die atmungsaktiven und pflegeleichten Hightech-Stoffe verfügen häufig über einen gewissen Stretch-Anteil, damit sich die Kleidungsstücke immer wieder neu an den Körper anpassen.

Beliebte Labels wie J.Lindeberg, Lacoste Sport, Adidas Golf, Callaway, Under Armour, Kjus werden nicht nur von spezifischen Golfshops angeboten, sondern haben den Weg auch in die grossen Online-Shops wie Zalando oder Breuninger geschafft. Damit wird auch ein jüngeres Publikum angesprochen, das sich zwar durchaus an eine gewisse Etikette hält, aber dies nicht auf Kosten des persönlichen Stils.

Hochansteckendes Barbie-Virus

Als wohltuend empfinde ich bei der aktuellen Golfmode, dass die meisten Modelle der obengenannten Marken mit wenigen Ausnahmen zwar punktuell durchaus auf starke Farben setzen, aber auf allzu Zuckersüßes verzichten. Allerdings könnte es sein, dass die trendsetzenden Designer dieses Mal von der

Realität überholt werden. Vor kurzem wurde nämlich «Viva Magenta 18-1750» zur Pantone-Farbe des Jahres gekürt. Von den Experten und Expertinnen des Pantone Color Institute wird sie als «mutig und furchtlos» beschrieben. Dies weckt Befürchtungen, dass das stimmungsaufhellende «Dopamin Dressing» auch die Golfplätze heimsuchen wird. Denn hier dominiert jetzt schon beim Hobbyfrauengolf alters-

Junge Leute hätten keine Lust mehr, «optisch wie ein Immobilienhändler» rüberzukommen.

übergreifend das Farbspektrum von Rosa über Pink. Vielleicht gibt es so etwas wie ein hochansteckendes Barbie-Virus, das sich in der Kindheit im Körper einnistet und immer dann wieder aufblüht, wenn es die Mode erlaubt, dem «La vie en rose»- oder, etwas weniger blumig gesagt, dem Kaugummitrend zu frönen.

Wie viel stilvoller und sicher auch angenehmer zum Tragen ist da doch beispielsweise ein gerade geschnittener, dunkelblauer und ärmelloser *cruise dress* von Puma Golf, in dem die Trägerin auch nach dem Spiel am 19. Loch eine *bella figura* macht.

Männlichen Lesern, die nicht nur wegen ihrer sportlichen Fähigkeiten auf dem Golfplatz Aufmerksamkeit erzielen möchten, rate ich, sich die Mode von Bogey Boys anzusehen, dem Label des amerikanischen Rappers Macklemore. Der Grammy-Gewinner und leidenschaftliche Golfspieler hatte von den klassischen Männer-Outfits die Nase voll. In Interviews mit amerikanischen Medien meinte er, dass die Golfmode «für den Archetyp eines männlichen, weissen Dudes» designt worden sei; die jungen Leute, die in den letzten Jahren diesen Sport für sich entdeckt hätten, hätten jedoch keine Lust mehr, «optisch wie ein Immobilienhändler» rüberzukommen.

Humorvolles Augenzwinkern

Macklemore, der sich als Fan der Golfmode aus den 1970er und 1980er Jahren outet, vereint in seinem Label sportlichen Baseball-Retrostyle mit farbenfroher Streetwear mit ausgefallenen Mustern und Prints. Er beweist so, dass ein cooler Typ jeglichen Alters durchaus aussergewöhnliche Outfits tragen kann, wenn er dies mit einem humorvollen Augenzwinkern tut und zeigt, dass man weder die Mode noch sich selbst allzu ernst nehmen sollte.

Für Männer, die nur einen kleinen Schritt in Richtung eines Fashionistas machen möchten, finden sich auf der Website von Bogey Boys auch schlichtere Modelle, die mit leisem, aber trendigem Pfiff ganz subtil darauf hinweisen könnten, dass man noch lange nicht zu den *old boys* gehört.

Silvia Aeschbach schreibt für verschiedene Zeitungen und Magazine und hat mehrere Bestseller-Sachbücher veröffentlicht. Sie lebt und arbeitet in Zürich.



Profispielerin Christina Kim.

«Natürlich hat es mir gleich den Ärmel reingezogen»

Thomas Borer, ehemaliger Botschafter und heutiger Unternehmensberater, über seine Anfänge auf dem Green, seine Marotten, seine Philosophie und Damen auf dem Platz.

Kurt W. Zimmermann

Weltwoche: Thomas Borer, wer war die wichtigste Person, die Sie jemals auf dem Golfplatz angetroffen haben?

Thomas Borer: Ich denke, Donald Trump. Ich traf Trump im Trump National Doral Golf Club in Miami, der ihm gehört. Ich spielte gerade auf Loch neun, als auf einmal ein Helikopter gleich daneben landete. Ich konnte darum nicht weiterspielen. Aus dem Helikopter stieg Donald Trump, kam auf mich zu und entschuldigte sich für die Störung.

Weltwoche: Und dann haben Sie gemeinsam die Runde weitergespielt?

Borer: Natürlich habe ich gleich gesagt: «It would be an honour if you would join me.» Aber Trump sagte in seinem typischen Trump-Tonfall: «Sorry, leider keine Zeit, ich muss heute diesen Idioten in meinem Hotel da unten erklären, wie sie in die schwarzen Zahlen kommen.»

Weltwoche: Glück gehabt. Vermutlich hätten Sie verloren, weil Trump den Platz viel besser kannte als Sie.

Borer: Ich habe an dem Tag durchaus gewonnen. Als ich zurück im Klubhaus war, sagten sie zu mir, es sei heute selbstverständlich alles inbegriffen und alles gratis für mich. Und dann sagten sie, Mr Trump lasse ausrichten,

«Wo gibt es für mich noch echte Herausforderungen? Auf dem Golfplatz.»

dass er es sehr schätze, dass ein Schweizer Botschafter auf seinem Platz spiele. Woher sie das wussten, war mir ein Rätsel, aber ich sagte mir: Dieser Trump, das ist noch ein Monsieur.

Weltwoche: Und was waren Ihre besten Erlebnisse auf einer echten Golfrunde?

Borer: Das war natürlich, wenn ich an gemischten Turnieren, den sogenannten ProAms, mit den besten Profis spielen konnte. Ich spielte beispielsweise mit Colin Montgomerie, Martin Kaymer und Lee Westwood, alles Spieler, die grosse Major-Turniere gewonnen haben. Das war schon sehr eindrücklich, weil man er-



Lernte das Golfspiel in Washington:
Thomas Borer.

Äusserst erfolgreich

Dr. iur. Thomas Borer, heute 65, begann seine Karriere im Schweizer Auswärtigen Amt in den achtziger Jahren. Ab 1993 arbeitete er in der Botschaft in Washington, wo er auch Golf spielen lernte. 1996 wurde er zum Botschafter ernannt und Chef der Task Force «Schweiz – Zweiter Weltkrieg» zum Thema nachrichtenslose Vermögen. Turbulent war danach seine Zeit als Schweizer Botschafter in Berlin, gemeinsam mit seiner glamourösen Gattin Shawne Fielding, von der er später geschieden wurde. Nach einer Kampagne der *Blick*-Gruppe über eine unbewiesene Sex-Affäre trat er 2002 als Botschafter zurück. Der Ringier-Verlag entschuldigte sich hinterher und zahlte Borer ein Schmerzensgeld in Millionenhöhe. Seither ist Borer ein äusserst erfolgreicher Unternehmensberater, politischer Consultant und Verwaltungsrat. Er hat drei Kinder und lebt in der Nähe von Zürich.

lebte, dass die ein völlig anderes Spiel spielen, als man das selber tut. Da lernt man Demut, echte Demut.

Weltwoche: Ich habe auch ein paar ProAms gespielt. Ich war immer verblüfft, wie völlig normale und sympathische Typen diese Golfstars waren.

Borer: Ja, auch die absoluten Top-Profis sind durch die Bank Gentlemen. Wenn man gemeinsam in einem Team spielt, dann ist auch ein Lee Westwood, der Abermillionen verdient hat, sich nicht zu schade, einem Borer zu helfen. Er zeigt mir beim Putten zum Beispiel die Linie, und wenn ich den Ball per Zufall versenke, dann klatscht er mich ab, als ob ich gerade die British Open gewonnen hätte.

Weltwoche: Ja, das kontrastiert stark mit dem Vorurteil, Golf sei ein eher abgehobenes Spiel von Snobs.

Borer: Golfer, auch Spitzenspieler, sind nahezu immer höflich und zuvorkommend. Ich denke, das ist der grosse Unterschied zu allen anderen Sportarten. Ich habe gelegentlich mit Fussballern zu tun gehabt, die tendieren dann stark zur Arroganz.

Weltwoche: Als ehemaliger Botschafter – welche Rolle spielt Golf in Politik und Diplomatie?

Borer: Vor allem in den USA spielt es eine wichtige Rolle. Es gibt seit achtzig Jahren nur einen US-Präsidenten, der nicht Golf spielte, Jimmy Carter. Ich begann 1993 in Washington Golf zu spielen, als damals junger Diplomat. Ich durfte, weil ich auf der Botschaft arbeitete, im noblen Klub von Bretton Woods spielen. Da lernte man schon etliche Politiker kennen, da kam schon immer mal wieder ein Senator vorbei.

Weltwoche: Es war also schon fast Pflicht, in Washington mit Golf zu beginnen.

Borer: Nicht unbedingt. Ich spielte in der Schweiz immer Tennis, Turniere im Interclub. Als Single in den USA aber hatte ich Probleme, Tennispartner zu finden. Bei Golf ist das leichter. Also nahm ich in den Ferien in Florida halt mal eine Golfstunde.

Weltwoche: Ich weiss, was nun kommt.

Borer: Natürlich hat es mir gleich den Ärmel hineingezogen, schon am zweiten Tag ging ich



«Ich warne euch. Es wie ein Virus»: Golfer Borer.

mit dem Golflehrer auf eine Runde auf dem Platz. In den USA ist das ja anders als in der Schweiz, wo man erst einen Golf-Hochschulabschluss braucht, damit man überhaupt auf den Platz darf. An diesem zweiten Tag hat es mich gepackt. Als ich dann zurück im winterlichen Washington war, habe ich manchmal sogar im Skianzug geübt.

Weltwoche: Woher kommt das, dass Golfer jeweils so schnell von diesem Spiel angefixt sind?

Borer: Es ist eine psychologische Frage. Man spielt ja weniger gegen die Kollegen als vielmehr gegen sich selbst. Man hat ein Handicap, das die eigene Leistungsstärke definiert, und man weiss somit genau, wie gut man spielen müsste. Manchmal gelingt das, bravo, aber am nächsten Tag spielt man wieder miserabel.

Dieses Hin und Her stachelt den Ehrgeiz natürlich gewaltig an.

Weltwoche: Hat es mit Masochismus zu tun?

Borer: Sagen wir lieber: Es ist eine permanente Herausforderung. Du bist erfolgreich im Beruf, du hast ein geordnetes Familienleben, du fährst einen Porsche, und du bist im Rotary Club. Wo gibt es für dich noch echte Herausforderungen? Auf dem Golfplatz.

Weltwoche: Haben Sie dieses Challenge-Denken aus den USA?

Borer: Klar, in den USA geht es auf dem Golfkurs immer um ein paar Dollar oder um ein paar Biere. Wichtiger aber ist, dass in den USA Golf ein Volkssport ist. Man darf auch in Jeans auf den Platz, was bei uns verboten ist, man braucht nicht, wie bei uns, ein T-Shirt mit Kragen, man braucht keinen Ausweis, und

man kann am Wochenende für dreissig Dollar auf einem Platz spielen, der viel schöner ist als all die Anlagen, die bei uns 150 Franken kosten. Ich würde mir in diesem Sinne durchaus mehr Amerikanismus in unseren Golfklubs wünschen.

Weltwoche: Wie war es dann in Deutschland?

Borer: Als ich Botschafter in Deutschland wurde, entstanden rund um Berlin eine Menge neuer Golfplätze. Gespielt haben hier aber vor allem die Wirtschaftsvertreter. Politiker waren seltener, eine Ausnahme war etwa der damalige

«Es ist eine psychologische Frage. Man spielt ja weniger gegen die Kollegen als gegen sich selbst.»

FDP-Parteichef Guido Westerwelle, der später Aussenminister wurde. Kanzler Gerhard Schröder spielte damals lieber Tennis, er begann erst vor fünf, sechs Jahren mit Golf.

Weltwoche: Wie ist es politisch-soziologisch in der Schweiz?

Borer: Zu den besten Anlässen, die ich kenne, gehören die Golfturniere unserer Parlamentarier, zu denen ich oft eingeladen bin. Hier spielen etwa Ruedi Noser aus der FDP und sein junger Nationalrats- und Parteikollege Andri Silberschmidt oder Thomas Rechsteiner von der Mitte aus Appenzell. Dann kommen auch alt Parlamentarier wie die früheren SVP-Nationalräte Hans Kaufmann und Maximilian Reimann. Es ist immer ein fröhlicher Aufzug.

Weltwoche: Nun, so wie das tönt, konnten Sie auf dem Golfplatz also eine Menge an Kontakten und Geschäften einfädeln.

Borer: Wir sind damit beim wohl grössten Mythos von Golf, der vorne und hinten nicht stimmt. Auf dem Golfplatz macht man keine Geschäfte. Und in aller Regel lernt man hier keine Top-Manager, Top-Politiker oder gar Top-Frauen kennen.

Weltwoche: Das ist jetzt etwas gar tiefgestapelt. Es ist schon ein Unterschied, ob man mit einem Geschäftspartner im Sitzungszimmer oder auf dem Golfplatz zusammen ist.

Borer: Gut, da gebe ich Ihnen recht. Ich arbeite heute ja primär für grosse Unternehmen und für Firmen im Private Equity. Wenn ich mit meinen Geschäftspartnern dann eine Runde spiele, führt das schon zu einer engeren Bindung. Ich war zum Beispiel mit bedeutenden Klienten von mir auf dem Oktoberfest – aber wir haben uns gesiezt. Dann war ich mit ihnen Golf spielen – seitdem duzen wir uns.

Weltwoche: Sagen wir es also so: Golf ist gut für die Kundenbindung, aber untauglich für Kundenakquisition.

Borer: Einverstanden. Der Mythos, dass man auf dem Golfplatz oder im Klubhaus das grosse Business aufgleist, ist schon aus einem einfachen demografischen Grund falsch: Das

Durchschnittsalter des Golfers und der Golferin – und jetzt bin ich höflich – liegt bei etwa 75 Jahren. Das heisst, wer auf dem Golfplatz anzutreffen ist, der hat seine Karriere abgeschlossen. Die meisten sind *has-beens*.

Weltwoche: Golf also als Freizeitbetrieb rüstiger Rentner.

Borer: Ich muss aufpassen, was ich sage, ich bin auch schon 65. Aber ich weiss, ich sehe natürlich viel jünger aus.

Weltwoche: 65? Hätte ich nicht geschätzt. Sie sehen eher aus wie 64.

Borer: Haha. Was mich aber an Golf tatsächlich am meisten stört, ist diese altersbedingte Unsitte, dass die älteren Herren so unglaublich langsam spielen. Da studieren sie fünf Minuten an ihrer Puttlinie herum, als ob es um die US Championship ginge. Dabei geht es lediglich darum, ob sie an diesem gewöhnlichen Loch nun neun oder zehn Schläge brauchen. Da wird mir immer der alte Spruch klar: «Golf is not about life and death, golf is much more serious.»

Weltwoche: Ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung schon erklären, warum Sie auf dem Golfplatz keine Geschäfte machen. So hastig, wie Sie jeweils dem Ball hinterherrennen, ist es schwierig, mit Ihnen überhaupt in Kontakt zu treten.

Borer: Ich ahne, worauf Sie hinauswollen. Man macht auf dem Golfplatz zwar keine Geschäfte, aber man kann herausfinden, mit wem man überhaupt Geschäfte machen möchte. Auf dem Golfplatz kann man seinen Charakter nicht verbergen.

Weltwoche: Das kann ich voll bestätigen. Auch der Charakter von Thomas Borer wird auf dem Golfplatz sehr schnell sichtbar.

Borer: Ungeduldig, temperamentvoll, manchmal etwas aggressiv, aber immer gut gelaunt, fröhlich, eher direkt und eher laut.

Weltwoche: Mhm.

Borer: Ich weiss, ich weiss. Viele Mitspieler haben mir nach einer Runde schon gesagt: «Deine Sprüche waren heute aber deutlich besser als deine Schläge.»

Weltwoche: Ist es für Sie, nach dreissig Jahren auf dem Platz, inzwischen mehr ein Spiel oder ein Sport?

Borer: Sport, eindeutig. In der Schweiz spiele ich oft frühmorgens. Ich renne dann wie verrückt über den Platz, dass alle anderen denken: Was ist denn das für ein Spinner? Ich habe für eine Golfrunde auch schon neunzig Minuten gebraucht. Andere brauchen fünf

«Man kann auf dem Golfplatz herausfinden, mit wem man Geschäfte machen möchte.»

Stunden. Es ist Sport. Ich komme eben aus längeren Ferien in Thailand zurück. Ich habe dort an dreissig Tagen 28-mal Golf gespielt. Zweimal hat es geregnet.

Weltwoche: Und wie ist die aktuelle Formkurve?

Borer: Ich bin zufrieden. Ich bin bei Handicap dreizehn, das ist für mein Alter akzeptabel. Golf ist ja die einzige Sportart, wo man auch im Alter noch besser werden kann, wenn man genügend trainiert. In meinem Klub von Schloss Goldenberg im Zürcher Weinland hat es einige Spieler, die sind über neunzig Jahre alt. Die spielen jeden Tag. Das ist Sport.

Weltwoche: Es gibt auch keine andere Sportart, wo man auch als älterer Herr noch eine Menge Geld verdienen kann.

Borer: Nehmen Sie zum Beispiel Bernhard Langer aus Deutschland. Er ist genauso alt wie ich. Allein in den letzten zwei Jahren hat er auf der Profi-Tour um die sechs Millionen Franken an Preisgeld verdient. Dafür arbeite ich im Büro ziemlich lange.

Weltwoche: Was bei Profis wie bei Amateuren als eiserne Regel gilt: Nach der Runde geht es ab in die Bar und das Restaurant im Klubhaus.

Borer: Richtig. Nach der Runde nimmt man im Klubhaus zusammen ein Glas und dazu vielleicht eine Zigarre. Jeder hört nun dem anderen zu, wenn der erzählt, was er auf dem Platz richtig und falsch gemacht hat, dies unter der Bedingung, dass man dann auch ihm zuhört. Und hinterher erzählt man sich uralte Golfwitze, die jeder schon kennt, aber man lacht trotzdem. Ich liebe das: Golf ist für mich Lebensqualität.

Weltwoche: Nun ist der Golfplatz auch ein etwas spezielles Freizeitgelände. Wo sonst auf der Welt darf man als Mann noch leicht sexistische Witze über Frauen machen und eine zitronengelbe Hose mit violetten Streifen tragen?

Borer: Ja, und umgekehrt betrachtet, wo auf der Welt ist es absolut unbestritten, dass Frauen gegenüber uns Männern einen klaren Vorteil haben? Sie schlagen nicht hinten bei uns Männern ab, sondern deutlich weiter vorne, pro Runde etwa einen Kilometer weiter vorne. Aber wenn ich darf, dann würde ich hier gerne eine Lanze für die Frauen auf dem Golfplatz brechen.

Weltwoche: Thomas Borer als Frauenversther, okay, schiessen Sie los.

Borer: Was ich schätze, ist, dass auch Damen in schon leicht fortgeschrittenem Alter schnell und zügig voranspielen. Der Grund liegt darin, dass sie etwas kürzer sind, aber fast immer kontrolliert und geradeaus auf die Spielbahn schlagen. Dies ist der Gegensatz zu mir, der maskulin draufhaut, so dass der Ball oft im Wald oder im hohen Gras landet. Und dann, das macht Golferinnen noch sympathischer, dann helfen sie mir, meinen Ball im Wald oder im hohen Gras zu suchen.

Weltwoche: Was für Männer jeweils besonders bitter ist: Wenn die Ehegattin besser spielt als er.

Borer: Was sehr oft vorkommt und was ans Ego geht. Das Problem hatte ich bis heute zum Glück noch nie.

Weltwoche: Das war's. Danke für das Interview. Möchten Sie noch einen Schlusssatz anhängen?

Borer: Ja. Ich warne euch alle vor Golf. Golf ist wie ein Virus, das euch packt, das Virus werdet ihr nie mehr los.



«Immer gutgelaunt»: mit Andrew «Beef» Johnston plus Caddie (o.) und in Marbella.



Ist Golf lustig?

Anders als sonst ist unser Kolumnist beim Golf mit allem beschäftigt ausser mit Komik.

Ist es lustig, mit einem Komiker Golf zu spielen? Nein. Zumindest nicht mit mir.

Ich erkläre es Ihnen.

Da ich vorwiegend abends humorvoll sein muss, habe ich tagsüber Zeit, Golf zu spielen. Komme ich zum ersten Abschlag, kann es ab und zu vorkommen, dass die neuen Flight-Partner mich erkennen und sagen: «Oh, das wird bestimmt eine lustige Runde.»

Leider nein. Golf ist für mich bitterer Ernst, und dafür gibt es viele Gründe. Es fällt mir zum Beispiel um Welten leichter, vor tausend Leuten auf einer Bühne zu stehen, als bei einem Turnier an Loch eins abzuschlagen. Da bin ich um einiges nervöser, das kann ich Ihnen sagen.

Aber ich muss noch weiter ausholen. Es beginnt ja schon damit, dass ich den Golfschläger falsch halte. Als Linkshänder spiele ich rechts,

Natürlich kostet Golf etwas mehr als Pétanque auf dem Kanzleibereich, doch auf dem Platz gibt es keine Klassen.

weil ich damals auf der ersten Driving Range in Domat/Ems so begonnen habe. Zu Beginn ohne Golflehrer, was sich im Nachhinein als krasser Fehler herausgestellt hat. Dass ich rechts spiele, kommt daher, dass ich den Eishockeystock auch so halte. Wegen der Drehung des Körpers wäre die richtige Seite aber die Wurfseite, bei mir also links, doch das habe ich erst sehr viel später erfahren. Und so schlage ich Golfbälle steif wie ein Scheitstock. Es ist erstaunlich, dass sich mein Körper Falsches viel besser merken kann als Richtiges. Das ist auch der Grund dafür, dass ich nie versucht habe, den Schwung umzustellen.

So werde ich auf dem Golfplatz denn auch öfter gefragt, ob ich Hockey gespielt hätte. Ja,



tatsächlich, doch ich stand im Tor. Und das Ziel des Goalies ist es, dass keiner reingeht. Zumindest dies kann ich auf dem Golfplatz bestens umsetzen.

Ich bewege mich trotz meiner rund 25-jährigen Spielpraxis seit Jahren bei einem Handicap von knapp über zwanzig. Aber dank dem Handicap kann eben der Schwächste mit dem Stärksten spielen. Golf ist eine der sozialistischsten Sportarten, die es gibt. Und auf der sozialistischen Seite ist es mit dem Humor wie mit einem bissigen Labrador: Es gibt ihn zwar, doch eher selten. Natürlich kostet Golf etwas mehr als Pétanque auf dem Zürcher Kanzleibereich, doch auf dem Platz selber gibt es keine Klassen, aber durchaus einen Kampf. Den Kampf mit sich selbst.

Golf ist auch der einzige Sport, bei dem man schon vor dem Spiel seinen Mitspielern seine körperlichen Beschwerden vorjammert. Kein Messi auf dieser Welt würde vor einem Fussballspiel zu seinem Gegner gehen und klagen: «Einfach, dass du es weisst: Heute spiele ich *imfall* nicht gut, ich habe da ein Zwicken im Rücken.» Das gibt's nur beim Golf.

Und Golf ist auch der einzige Sport, bei dem man begeistert sein muss, wenn der Gegner gut spielt. In keiner anderen Sportart zeigt man

(gespielte) Freude, wenn der andere schöne Schläge macht, während man sich über das eigene Spiel ärgert. Warum eigentlich? Warum sollte ich mich freuen, wenn einer schon mit dem zweiten Schlag auf dem Green ist? Es fällt mir leichter, mich zu freuen, wenn der andere auch schlechte Schläge macht, so wie ich.

Mich interessiert auch nicht, was die anderen für ein Handicap haben. «Hast du gehört, der Tschüge hat auf elf runtergespielt!» Wow! Warum soll ich mich für ihn freuen? Soll er doch. Und wenn ich nur schon weiss, wer «Tschüge» ist, ist das bereits eine grosse Leistung, denn mit zunehmendem Alter wird es immer schwieriger, mir Namen zu merken. So bin ich auf dem Platz die meiste Zeit damit beschäftigt, unauffällig um die Bags meiner Mitspieler rumzuschleichen, in der Hoffnung, irgendwo auf einem Klubanhänger den Namen zu lesen, weil ich ihn längst wieder vergessen habe. Ich möchte ja beim Handschlag am letzten Loch dem Walti nicht «Werni» sagen.

Sie sehen, ich bin auf der Runde mit allem anderen beschäftigt als mit dem Lustig-Sein.

Darum ist Golf nicht lustig – aber trotz allem wahnsinnig schön. Ich freue mich auf die neue Saison. Und wer weiss, vielleicht erzählt dann jemand einer anderen Person: «Der Zucco hat zum ersten Mal sein Handicap auf unter zwanzig runtergespielt.» Und dann erwarte ich, dass die anderen sich wahnsinnig freuen!

Und zum Schluss noch ein Sprichwort für die neue Saison von meinem guten Golfkollegen Andi: «Lieber im Rough als im Büro.» Ich wünsche Ihnen ein schönes Spiel.

Claudio Zuccolini ist einer der bekanntesten Schweizer Comedians. Im September startet sein neues Programm «Der Aufreger».

Ökonomie des Schlags

Mit Werbung mehr Geld verdienen als mit Preisgeldern:
Was macht ein Spitzengolfer, um an die Honigtöpfe zu gelangen?

Peter Marti

Natürlich sind es in erster Linie die Resultate, die zählen. Adam Scott, der australische Spitzengolfspieler, unterschrieb 2013 einen Vertrag beim japanischen Textilkonzern Uniqlo, nur wenige Wochen bevor er das US Masters in Augusta gewann. Perfektes Timing für beide. Es war der bislang grösste Sieg von Scott, zu jenem Zeitpunkt die

Schweizer Golfer sind auf die Hilfe von Sponsoren angewiesen. Doch sie finden keine.

Nummer sieben der Welt. Das Uniqlo-Logo war prominent sichtbar, als er sich das legendäre «Green Jacket» überzog. Wie viel er für den Vertrag mit Uniqlo kassierte, ist unbekannt.

Der grosse Glückspilz hierzulande war Emanuel Probst, CEO der Jura Elektroapparate AG. Er schloss mit Roger Federer einen Vertrag ab, bevor Federers Agent Tony Godsick mit seinem geschickten Management die Sponsoring-Belange von «RF» regelte. Probst bezahlte einen Bruchteil der Millionenbeträge, die nach ihm Sunrise, Lindt und Credit Suisse hinzublättern hatten.

Zurück zu Uniqlo: Das japanische Label unter Konzernbesitzer Tadashi Yanai besitzt heute über tausend Filialen weltweit und setzt auf grosse Namen. Den Tennisstar Novak Djokovic unterstützt es mit fünf Millionen Dollar pro Jahr. 2018 verpflichtete man dann Roger Federer mit einem Vertrag über 300 Millionen Dollar für zehn Jahre. Dank Sportlern wie Scott, Djokovic, Kei Nishikori und dem Nike-Abtrünnigen Federer hat man sich vom Billig-Image weg und hin zum globalen Trend-Fashion-Anbieter entwickelt.

Schweizer Golf hinkt hinterher

Normalerweise sind Spitzenathleten auch in Sachen Preisgeld Spitze. Im Golf hinkt die Schweiz in diesem Bereich allerdings bös hinterher. Die führenden nationalen Profigolfer erspielten sich 2022 die folgenden Summen: Bei Albane Valenzuela waren es 315 000 Fran-



Image-Transfer: Patrick Cantlay im Finale der BMW Championship in Owings Mills, 2021.

ken, bei Morgane Métraux 302 000, bei Jeremy Freiburghaus 155 000 und bei Benjamin Rusch deren 80 000.

Rusch vermag damit kaum seine Kosten wie für Reisen, vorgeschriebene Caddies, Coach, Trainer und Physio zu decken. Schweizer Golfer sind auf die Hilfe von Sponsoren angewiesen. Doch sie finden keine. Kaum einer der besten Schweizer Golfprofis ist in der Lage, einen substanziellen Geldgeber zu begeistern.

Die Eltern, der Verband und Privatpersonen sind die Donatoren unserer Golfelite.

Der Grund liegt darin, dass der Image-Transfer, also die Übertragung des Images des Gesponserten auf den Sponsor, nur dann erreicht wird, wenn die Zielgruppe eine emotionale Bindung zum Sportler entwickelt. Aber: Wer kennt schon Jeremy Freiburghaus, den besten Schweizer Spieler, abgesehen von vielleicht der Hälfte aller 100 000 Schweizer



Perfektes Timing: Adam Scott im «Green Jacket», 2013.



Ohne Streuverluste: Tiger Woods am US Open in Pebble Beach, 2019.



Amateurgolferinnen und -golfer? Für den Werbetreibenden hat Sponsoring erst dann ökonomische Vorteile, wenn sich die Beliebtheit der Sportlerin oder des Sportlers positiv auf den Absatz und somit auf den Umsatz auswirkt. Welches Unternehmen will unter dieser Prämisse schon sein Geld investieren in Ambassadeure mit äusserst geringer Reichweite? Die Schweizer Golfspitze kommt im besten Fall in den Genuss von Goodwill-Spon-

soren. Callaway für Caroline Rominger oder Titleist und Caligari für Freiburghaus sind entsprechende Beispiele.

Es gibt vier verschiedene Golfertypen: den Performer, den Ambitionierten, den Geniesser und den Individualisten. Als relevante Unterscheidungsmerkmale gelten die Spielintensität, die Freizeit- beziehungsweise Leistungsorientierung, die Anzahl an Turnierteilnahmen sowie die Stimmung nach einem Wettkampf. Die Kenntnis dieser Spielertypen ist entscheidend für das Turnier-Sponsoring oder das Sponsoring einzelner Sportler. Nur wer seine Zielgruppen exakt kennt, kann authentisch und ohne Streuverluste kommunizieren. Die breite Basis bilden die Ambitionierten und die Geniesser. Über alle Aktiven hinweg dürften dies zwei Drittel aller Golfspieler sein. Diese Gruppe gibt zusammen Milliarden pro Jahr für ihr Hobby aus. An sie richten sich die Sponsorengelder. Und um die sechzig Millionen Golfer weltweit zu erreichen, wenden sich die Sponsoren auch über Turnier-Sponsoring an sie.

In der Rolle des Influencers

Das US Open wird von der Automarke Mercedes, der Kreditkarte Mastercard, dem Bekleidungsunternehmen Hugo Boss und der Uhrenmarke Rolex gesponsert; das Masters von Srixon, Nike, Titleist – alle drei Golfausrüster – und von der Automarke Lexus; der Ryder Cup 2023 von der Automarke BMW, von Rolex und dem Versicherer Aon. Sie alle schauen einzig und allein die Reichweiten der Turnierübertragungen an, also die TV- und Streaming-Kontakte, die Followers und die Vertragsdauer. Diese Faktoren variieren je nach Turnier stark.

Eine grosse Variabilität der Sponsoreneinnahmen zeigt sich vor allem bei den Spitzenspielern. Tiger Woods kam 2022 auf 42 Millionen, Phil Mickelson auf 37 Millionen und Rory McIlroy auf nur noch 15 Millionen Dollar an Sponsorengeldern.

Mit der rasanten Nutzungsentwicklung sozialer Medien und dem damit einhergehenden Einsatz von Athletinnen und Ath-

leten in Influencer-Rollen haben sich die Möglichkeiten für Sponsoren, ihre Werbebotschaften unters Volk zu bringen, massiv vermehrt. Instagram und Tiktok erlauben Fans und Followers einen Einblick in das tägliche Leben und den Lifestyle ihrer Stars. Nur: Wollen die Konsumentinnen und Konsumenten am Leben von Morgane Métraux teilhaben? Interessiert es sie, wie die Lausannerin ihren Alltag verbringt?

Faktor Reichweite

Selbst wenn die thematische Verbindung zwischen Sponsor und Sportler stimmig und glaubwürdig und die Authentizität des Sportlers gross ist, sind das längst keine Garantien für den Erfolg eines Markenbotschafters. Wichtigster Faktor ist nach wie vor die Reichweite. Die Schweiz ist schlicht zu klein für globale Marken. Um im internationalen Markenumfeld konkurrenzfähig zu sein, muss ein Golfer weltweite Bekanntheit aufweisen. Im deutschen Sprachraum kommen da dem Nicht-Insider gerade mal Bernhard Langer, Martin Kaymer und allenfalls Bernd Wiesberger in den Sinn.

Kaymer hat in seiner Karriere die nette Summe von 25 Millionen Dollar an Preisgeldern und Sponsoring angehäuft. Bei Langer

Es gibt vier Golfertypen: den Performer, den Ambitionierten, den Geniesser, den Individualisten.

sind es gar 63 Millionen Dollar – er befindet sich allerdings auch dreissig Jahre länger auf der Tour. Und der Österreicher Wiesberger kommt immerhin auf rund 14 Millionen.

Fazit: Nur ein Top-Ranking in der golfenden Weltspitze macht wirklich reich. Albane Valenzuela und Jeremy Freiburghaus sind auf dem Weg dahin. Höchste Zeit für Sponsoren, die beiden vertraglich zu binden. Später wird es teurer.

Peter Marti ist Inhaber der Kreativagentur Marti Communications in Zürich.

Zehn Löcher zum Glück

Jeder Golfplatz hat sein sogenanntes *signature hole*, eine Spielbahn, die etwas ganz Besonderes ist. Wir präsentieren zehn spektakuläre Golflöcher in Europa, die man gespielt haben muss.

Kurt W. Zimmermann

Turnberry: Leuchtturm des Golf

«Bruce's Castle» heisst das neunte Loch auf dem Ailsa-Kurs von Turnberry. Vom Abschlag aus sieht man die Überreste der Burg von Robert the Bruce, dem schottischen König während

des Unabhängigkeitskriegs gegen die Engländer im 14. Jahrhundert. Dahinter erhebt sich eines der Monumente des internationalen Golf-tourismus, der Leuchtturm von Turnberry, gebaut 1873. Wenn dann der Abschlag erst noch auf dem Fairway in Nähe des Greens zu liegen kommt, was auf dem engen Kurs enorm schwierig ist, dann ist die Welt wieder einmal gerettet.



Schottisches Gemälde: nur Grün, Weiss und Blau.



Postkarte aus den Alpen: Golf mit Gipfeln.

Crans-Montana: Walliser Höhenluft

Die Aussicht in die Walliser Alpen ist so grandios, dass man beinahe vergisst, dass man zum Golfspielen hier ist. Loch 7 in Crans-Montana ist das Präsentierstück des Platzes. Das Loch ist nur 303 Meter lang, aber der Weitblick in die weissen Gipfel ist unvergleichlich. Beim jährlichen Turnier der European Tour hauen die Top-Profis den Ball oft direkt aufs Green oder sogar noch darüber hinaus, wenn sie zu wenig bedenken, dass in der Walliser Höhenluft der Ball fast 10 Prozent weiter fliegt als unten im Tal.



St. Maxime: Golfen mit Seilbahn

Manchmal muss man etwas aufs Geld schauen. Das Greenfee für den Platz von St. Maxime beträgt 80 Euro. Dafür bekommt man einen sensationellen Blick auf den Golf von St. Tropez. Am elften Loch nehmen sie manchmal sogar eine kleine Seilbahn in Betrieb, damit man

komfortabel nach oben kommt. 80 Euro ist für diese Aussicht wirklich nicht zu viel. Wenn man dann abends in den Hafen von St. Tropez zurückkehrt, bekommt man für dasselbe Geld mit etwas Glück gerade mal ein Stück Fisch und ein Glas Wein.



Höhen und Tiefen: Abschlag in der Provence.

Royal Troon: Briefmarke im Visier

110 Meter sind nun wahrlich keine Distanz, möchte man meinen, da genügt auch dem Hobbygolfer ein Wedge. Dennoch ist das achte Loch im schottischen Royal Troon ein Problemfall für sich. Das Green ist so winzig, dass es den Namen «Postage Stamp» trägt, Briefmarke. Um das Ganze noch etwas trickreicher zu machen, haben sie um die kleine Briefmarke herum sechs Bunker mit fast senkrechten Wänden angelegt. Das kürzeste Loch auf der Profi-Tour ist eine Falle. Selbst Tiger Woods brauchte hier sechs statt drei Schläge.



Kurz und kompliziert: Die Falle an Loch 8.



Zurück im 17. Jahrhundert: Nichts als Natur.

Royal Dornoch: Golf wie im Mittelalter

Das Ding heisst «Foxy» und ist Golf in Reinkultur. Es ist ein langes Par 4, leicht onduliert, gesäumt von wenig Gebüsch, so wie die Natur diesen Streifen entlang der Küste in Schottlands Nordosten geschaffen hat. Auch Bunker hat es keine, weil auch das ein Eingriff in die Schöpfung wäre. Wer das Loch 14 in Royal Dornoch spielt, kann sich vorstellen, wie Golf im 17. Jahrhundert noch war. Man traf sich auf dem Küstenstreifen, den die Schafe schon gemäht hatten, steckte weiter vorn eine Fahne in den Boden, und die Partie begann.

Dolder: Das teuerste Loch der Welt

Der kleine, aber attraktive Dolder-Golfplatz liegt oberhalb Zürichs an der Kurhausstrasse. Es ist die teuerste Gegend in dieser ohnehin teuren Stadt. Loch Nummer 2 ist mit 283 Metern die längste und auch die breiteste Spielbahn des Platzes. Die Gesamtfläche der Bahn, mit allem Drumherum, macht fast 20 000 Quadratmeter aus. Würde man die Spielbahn in Bauland verwandeln, wäre der Preis astronomisch. Loch 2 auf dem Gelände des GC Dolder hat dann einen Wert von 180 Millionen Franken.



Millionen im Spiel: Golfplatz als Finanzplatz.

Alta Badia: Drive in die Dolomiten

Der 9-Loch-Platz von Alta Badia in Südtirols Dolomiten ist nur wenige Monate geöffnet. Der Schnee liegt lange hier, denn gleich um die Ecke finden hier die Ski-Weltcuprennen statt. Der Platz ist ein Panoramaplatz, wie es ihn selten gibt. Der absolute Höhepunkt ist das Loch fünf. Man drischt den Ball direkt in die Dolomitenwände des Sassongher-Massivs, ein kleiner weisser Ball tanzt dann vor einer gewaltigen Felswand durch die Luft. Muss man erlebt haben – und dann ab zur Speckplatte im Klubhaus.



Auf Ihr Wohl, Südtirol: Schlag in die Felsen.

Limpachtal: Sechs-sechs-sechs

Ansonsten ist der Platz von Limpachtal im so-lothurnischen Bucheggberg nicht besonders aufregend. Der frühere Migros-Platz ist ziemlich flach, mit etwas Wasser und hohen Roughs. Eine Besonderheit aber macht den Besuch lohnenswert: Loch 11 ist ein Par 6 und

666 Meter lang. Es gibt nur eine Handvoll Par-6-Löcher in Europa. Den ersten Sechser bauten sie im britischen Hamptonworth Club in Wiltshire. Dieses Par 6 misst aber bloss 666 Yards, die cleveren Schweizer mit ihren 666 Metern sind 10 Prozent länger.



Lang und länger: clevere 666.



Royal St. George's: Windige Sache

Wenn das englische Magazin *Today's Golfer* jeweils die schönsten Plätze des Landes kürt, gibt es einen Seriensieger. Es ist der Platz von Royal St. George's in Kent. Besonders angetan hat es dem Blatt das Loch 14, ein langes Par 5, gesäumt von dichtem, hohem Küstengras.

Eine entscheidende Rolle spielt der wechselnde Wind. Je nachdem schlägt man mit dem Driver in den Wind oder dann mit einem Eisen 4 mit dem Wind. Der Platz schaffte es auch in die Literatur, in Ian Flemings «Goldfinger» mit James Bond.



Golfliteratur: James Bond lässt grüssen.

Grado: Golf als Wasserball

Eine spezielle Challenge sind stets die Inselgrüns. Die Landefläche ist rundum von Wasser umgeben und nur über eine schmale Brücke zu erreichen. Nun kommt die Psychologie ins Spiel. Ein Golfer, der ein normales Green aus mittlerer Distanz problemlos trifft, haut den Ball beim Inselgrün ins Wasser, weil sein Hirn plötzlich Angstvorstellungen entwickelt. Als Trainingsgelände sehr zu empfehlen ist der tolle Platz von Prado, nahe beim italienischen Triest. Hier haben sie sogar zwei Inselgrüns, an Loch 11 und an Loch 18.



Psychologie am Wasser: Inselgrün.

Mozart des Drives

Von der Kunst der Leichtigkeit Ilija Djurdjevic.

Michael Bahnerth

Ilija Djurdjevic lebt seit ein paar Jahren dort, wo seine Bälle fliegen, am Rande des Himmels, in St. Moritz. Er ist in dem Alter, in dem man gerade nicht mehr jung ist, 33. Er war mal der 1744-beste Golfer von allen gut siebzig Millionen Golfern der Welt, das klingt in der Liga ganz oben nach nicht so viel, ist aber doch ein weiter, weiter Weg dorthin. Bei den Longhittern gehört er zu den Besten der Welt, er war 2019 Europameister. Nicht viele in unseren Breitengraden können einen Ball weiter schlagen als Ilija; sein offizieller Rekord ist 375, sein inoffizieller 441 Meter.

Man kann nicht sagen, dass für Ilija das Leben nichts anderes als ein Spiel sei, er ist gerade Vater geworden; was das für sein Handicap (-1) bedeutet, weiss er noch nicht, inwiefern sich das auf die Leichtigkeit seines Schwungs auswirkt, auch nicht. Vielleicht wird er auch besser, noch gelöster, wenn man so will, weil Ilija nur Dinge tut, die gut für ihn sind und ihm ein gutes Gefühl geben. Da hat er einen inneren Sensor. «Nur so», sagt er, «ziehst du das Gute an. Und das Glück, das du dazu brauchst.»

Zurück zur Leichtigkeit

Glück für einen selbst ist eine Lektion mit Ilija. Es ist stets eine Souplesse, man wächst in ihr, das heisst, man wird länger, zehn Meter mit Sicherheit, und man verlässt die Range oder den Course ein bisschen mit dem Gefühl, das man hätte Golfprofi werden können, wenn das Leben anders verlaufen wäre. Ich habe ihn einmal am 18. Loch auf dem Golfplatz Zuoz-Madulain erlebt, der zum Engadine Golf Club gehört, Djurdjevic's Arbeitgeber; ein Par 4 ist es, 369 Meter. Ilija stand da, schwang, und der Ball flog beinahe aufs Grün. Der Schlag war ein Kunstwerk, eine Sinfonie aus Eleganz, Kraft, Leichtigkeit und Selbstbewusstsein, und noch heute höre ich dieses Geräusch, als das *clubface* den Ball traf.



Einen um den anderen:
Golfprofi Djurdjevic.

Da gäbe es, sagt Ilija, kein Geheimnis in der Kunst des Umgangs mit dem Driver. Es brauche einfach den Mut, das Risiko einzugehen, voll draufzuhauen: «Nicht mit 80 Prozent oder mit 90, sondern mit allem, was du hast.» Was er einen beibringen kann, sind die Feinheiten: Ansprechposition, Armstellung, wie man seine Schlägerkopfgeschwindigkeit optimieren kann, solche Sachen. Seine Stärke, fand ich, lag stets darin, dass er einem ein gutes Gefühl für den Driver gab, ein Gefühl, in dem Mut schwingt, Machbarkeit und das Sein als potenzieller Master über den Schläger.

Das Wesen des Golfs ist es, dass man sich die gewinnbringende Leichtigkeit im Schwung

Der Schlag war eine Sinfonie aus Eleganz, Kraft, Leichtigkeit und Selbstbewusstsein.

verdienen muss durch harte Arbeit, durch Tapferkeit in der Niederlage. Man muss mit Ernsthaftigkeit spielen, um bei der Leichtigkeit zu landen, und umgekehrt. Auch Ilija kam einst vom Fairway ins Rough, ausgerechnet in

einer Phase, «in der ich mein bestes Golf spielte und die Bälle nur so gehämmert habe». Es war an der Amateur-WM in der Türkei, Ilija für das serbische Team auf der Jagd nach Birdies und *babes* auch. Zehn Jahre ist es her. Aus dem Nichts brach sein Abschlag zusammen und die fraglose Selbstverständlichkeit des Bewegungsablaufs. Zwei Jahre focht er Kämpfe, trainierte, ging zum Teampsychologen. Zwei Jahre lang, 45 000 Bälle lang vielleicht.

Es gibt Menschen, die zerbrechen an so was. Und es gibt jene, die an den zerbrochenen Stellen stärker werden. Es war ein langer Weg aus der Lähmung zurück zur Leichtigkeit, der längste seiner Sportlerkarriere bisher, in der er, nebst Golf, Tennis spielte, Eishockey und

später der jüngste Rugbyspieler in der spanischen 1. Liga wurde.

Ein voller Kopf trifft nicht gut

Seit zwei Jahren schlägt er die Bälle hauptsächlich dort, wo sie dank der dünnen Luft noch weiter fliegen, oben in Engadin, schlägt sie in Richtung dieser grossartigen Berge, einen um den andern. Viel weiter werden sie nie mehr fliegen, er wird nicht jünger, seine Technik ist High End, obwohl er alles dafür tut. Macht Fitness, stemmt Gewichte, rennt rum und denkt darüber nach, wie noch ein bisschen was an Schlägerkopfgeschwindigkeit herauszuzaubern wäre.

Zu viel denkt er dann aber auch nicht, weil das Spiel mit einem Schläger und einem kleinen Ball, der auf dem kürzestmöglichen Weg in ein kleines Loch soll, zu grossen Teilen Kopfsache ist, wenn man das mit der Technik mal verinnerlicht hat. Ein voller Kopf trifft nicht gut. Jeder Golfschlag ist die Quintessenz einer spannungsgeladenen und vor allem ausbalancierten Leichtigkeit. Wir wissen es alle, und Ilija sagt es: «Man schlägt den Ball, wie man lebt.»

«Wenn du jung bist, brauchst du auf dem Platz Kollegen»

Jeremy Freiburghaus stieg als erster Schweizer Profi seit zwanzig Jahren in die oberste Golf-Liga auf. Doch bevor das Preisgeld fliesst, gilt es für ihn Lehrgeld zu bezahlen.

Peter Lerch

Weltwoche: Jeremy Freiburghaus, Sie sind in den ersten fünf Turnieren des neuen Kalenderjahrs immer nach zwei von vier Runden ausgeschieden. Sie werden mit Ihrem Start auf dem grossen Golf-Circuit nicht zufrieden sein.

Jeremy Freiburghaus: Nein, ich bin tatsächlich nicht gut gestartet. Spielerisch hätte es besser sein können oder müssen. In den letzten paar Turnieren in diesem Jahr hatte ich Probleme mit dem Rücken. Auch deshalb kam ich nicht in den Rhythmus. Jetzt ist mit dem Rücken alles wieder gut. Ich wollte unbedingt kein Turnier verpassen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich zwischen zwei Turnieren eine Pause gemacht hätte, um dem Rücken eine Erholung zu geben.

Weltwoche: Ihre ersten fünf Turniere fanden in Asien statt. Was ist dort – mental oder in der Technik – nicht gut gelaufen?

Freiburghaus: Ich konnte wegen der Rückenprobleme nicht mit hundertprozentigem Vertrauen spielen. Ich kam dadurch in eine Abwärtsspirale, und deshalb war es für mich am Schluss auch mental nicht einfach. Nach diesen Resultaten kam es mir entgegen, dass ich zwei Wochen Pause machen konnte.

Weltwoche: Gab es einen Bereich in Ihrem Spiel, der nicht gut war und an dem Sie jetzt besonders stark arbeiten müssen?

Freiburghaus: Ich muss in jedem Bereich des Spiels arbeiten. Zu meinen Stärken zählen normalerweise die langen Abschlüge und die Annäherungsschläge. Beides war zuletzt nicht gut. Ich will diese Stärken in nächster Zeit zurückholen.

Weltwoche: Auf der Europa-Tour, auf der Sie nun spielen, ist das Niveau natürlich höher als auf der Challenge Tour, auf der Sie letztes Jahr spielten. Und die Plätze sind, das weiss man, schwieriger. Bedeutet beides für Sie eine grosse Umstellung?

Freiburghaus: Eine grosse Umstellung bedeutet auch mein Umfeld an den Turnieren. Letztes Jahr war ich immer mit meinen Schweizer Kollegen zusammen, meistens vor allem mit Benjamin Rusch und Joel Girrbach. Wir organisierten alles miteinander, die Reisen, die



«Es sind immer noch Vorurteile da»: Golfprofi Freiburghaus.

Unterkunft, das Essen und so weiter. Und wir halfen einander auch moralisch. Jetzt habe ich zunächst nur ein ganz kleines Umfeld auf der Tour. Ich kenne ein paar deutsche Spieler, mit denen ich essen gehe. Aber ein Team wie vorher ist dies natürlich nicht. Mehrheitlich bin ich allein. Das ist eine grosse Veränderung, an die ich mich gewöhnen muss.

Weltwoche: Es ist auch klar, dass das Niveau auf der grossen Tour höher ist als auf der zweiten Tour, der Challenge Tour. Und dass die Plätze schwieriger sind.

Freiburghaus: Das Set-up der Plätze ist anders, die Plätze sind um die Greens herum

schwieriger gestaltet. Auch die Greens selber und die Fahnenpositionen sind schwieriger. Und das Niveau ist auf der grossen Tour so hoch, dass man sich nicht viele Fehler leisten darf. Wer auf der Challenge Tour in die Finalrunden kommen wollte, musste nach zwei Runden bei einem oder zwei Schlägen unter Par liegen. Auf der Europa-Tour ist es praktisch gleich. Aber das bedeutet einfach, dass die Plätze tatsächlich schwieriger zu spielen sind.

Weltwoche: Machen Sie also auf der grossen Tour einen Gewöhnungsprozess durch? Haben Sie auch mit dem Scheitern an den letzten Turnieren schon profitieren können?

Freiburghaus: Sicher, ja. Es hat mir gezeigt, woran ich arbeiten muss und was es braucht, um vorne mitzuspielen.

Weltwoche: Ein Blick zurück. Wie sind Sie zum Golf gekommen?

Freiburghaus: Mein Vater ist Golflehrer, also bin ich über die Eltern zum Golf gekommen. Mit etwa sechs Jahren bekam ich die Platzreife. Ich hatte das Privileg, dass ich früh ins Juniorenttraining gehen konnte, das mein Vater leitete. Wir hatten damals in Domat/Ems eine recht gute Mannschaft. Mehrere grössere Spieler waren im Nationalkader, mit ihnen konnte ich trainieren. Das hat mich gepusht. Gleichzeitig spielte ich auch noch Fussball in Bonaduz. Ich bekam mit etwa zwölf Jahren ein Aufgebot für ein Fussballregionalkader. Das hätte viel Zeit beansprucht, und so beschloss ich, auf Golf zu setzen und dort mehr Zeit zu investieren.

Weltwoche: Lange wusste man nicht, ob vielleicht Joel Girrbach oder Benjamin Rusch es schaffen würden, in die oberste Liga aufzusteigen. Auf beide wartet man noch. Sie hatte man vor drei Jahren noch nicht auf der Rechnung. Wann haben Sie beschlossen, Profi zu werden und dieses Ziel konsequent zu verfolgen?

Freiburghaus: Schon etwa mit acht Jahren hatte ich das Ziel, Profi zu werden. Aber den wichtigen Schritt machte ich vor der Lehre, als mir klar wurde, was ich wollte. Auch ein Studium oder das Sportgymnasium wären möglich gewesen. Ich entschied mich für eine Informatiklehre in Bonaduz. Ich konnte die Lehre mit dem Sport verbinden und wurde von Swiss Olympic unterstützt. Ich konnte dank flexiblen Arbeitszeiten für alle Turniere, die ich spielen wollte und musste, freinehmen. Wichtig war für mich auch Thomas Gilardi, der Sportdirektor der Gewerbeschule in Chur. Er unternahm im Kanton Verschiedenes für viele Junge aus den verschiedensten Sportarten. Mit ihm konnte ich aushandeln, dass ich so vorgehen konnte. Nach der Lehre setzte ich ein Jahr lang nur auf die Karte Golf, noch als Amateur. Ich wollte auf diese Weise sehen, wo ich mit meinem Niveau stehe. Ich fühlte mich aber noch nicht bereit für den Wechsel, auch wenn ich schon relativ gut spielte.

Weltwoche: Sie hatten also ein Jahr lang kein Einkommen?

Freiburghaus: Ja. Irgendwann ging mir das Geld aus. Ich arbeitete dann anderthalb Jahre lang als Software-Entwickler in Chur. Es war eine Arbeit, verbunden mit einem Sponsoring. Ich konnte am Morgen arbeiten und am Nachmittag trainieren. Es gab mir auch die Möglichkeit, meinen normalen Golfkalender abzuwickeln. Als ich 2019 den Schritt zum Profi machen wollte, konnte ich Golf und Arbeit nicht mehr unter einen Hut bringen.

Weltwoche: Sie haben einen Mentalcoach, der von einer ganz anderen Sportart her

kommt. Es ist der frühere Spitzen-Curler Andreas Schwaller, der Europameister und 2002 Olympia-Bronzemedailengewinner war. In den mentalen Belangen gibt es grosse Ähnlichkeiten zwischen Golf und Curling. Wie funktioniert Ihre Zusammenarbeit?

Freiburghaus: Ich arbeite jetzt schon länger mit Andreas Schwaller zusammen. Er greift von sich aus nicht ein, aber er hält sich zur Verfügung. Wir halten es so, dass ich mich bei ihm melde, wenn ich seine Hilfe benötige. Das kann in den verschiedensten Situationen der Fall sein. Und dann hilft er mir tatsächlich. Das war auch in meiner guten Saison 2022 so.

Weltwoche: Noch vor etwa dreissig Jahren war Golf in der Schweiz eine private, schier exklusive Angelegenheit. Seither hat sich der Golfsport bei uns deutlich geöffnet. Glauben Sie, dass Sie in der damaligen Zeit auch Profi geworden wären?

JEREMY FREIBURGHHAUS Ende einer Krise

Der 26-jähriger Bündner hat Ende 2022 für das Schweizer Golf eine lange Durststrecke beendet: Als Erster seit dem Genfer Golfprofi Julien Clément im Jahr 2002 schaffte er den Aufstieg in die höchste europäische Profi-Tour, die seit neuem DP World Tour heisst. Bedeutender als dieser Circuit ist weltweit nur die mächtige amerikanische PGA Tour. Nach dem Abstieg von Clément und vor Freiburghaus' Auftauchen war die Schweiz achtzehn Jahre lang die mit Abstand schwächste Nation Westeuropas im Profigolf der Männer, sieht man von Kleinstaaten wie Liechtenstein oder Andorra ab. Selbst von Ländern wie Tschechien oder Polen – in Osteuropa sind die Golfbewegungen sehr jung – wurde die Schweiz zeitweilig überholt.

So erfreulich Freiburghaus' Leistungen in der Aufstiegssaison waren, so realistisch muss man sein: Die schwierigste Saison ist die nach dem Aufstieg. Ein Golfer kann die weitere Zugehörigkeit zum grossen Circuit nur sicherstellen, wenn er entweder ein Turnier gewinnt oder sich unter den besten 115 der Preisgeld-Jahreswertung klassiert. Um das nötige Preisgeld einzuspielen, benötigt der Profi bei ungefähr 25 Turnierteilnahmen bis im November etliche Platzierungen in den ersten zehn oder zumindest in den ersten zwanzig. In jedem Jahr gibt es renommierte Profis, die das Spielrecht auf der grossen Tour einbüssen.

Freiburghaus: Ich kann nicht sagen, ob ich ohne diese Öffnung zum Golf gekommen wäre. Mein Vater begann seine Ausbildung zum Golflehrer in Bonmont am Genfersee und machte sie danach in Bad Ragaz fertig. Wenn es den

«Je öffentlicher das Golf in der Schweiz wird, desto mehr Junge wird es geben.»

Platz in Domat/Ems nicht gegeben hätte, wäre er vielleicht dort geblieben oder zurück nach Bonmont gegangen.

Weltwoche: Welchen Weg muss das Schweizer Golf gehen, damit mehr junge, talentierte Spieler nach oben kommen, die zur Elite in Europa oder sogar in den USA stossen könnten?

Freiburghaus: Die vielen Plätze, auch öffentliche Plätze, die in den neunziger Jahren und später aufgegangen sind, haben vieles einfacher gemacht. Heute werden junge Spieler tatsächlich ausgebildet, und es ist relativ einfach, zu vernünftigen Bedingungen Mitglied in einem Klub zu werden. Es gibt auch Vereinigungen unabhängiger Golfer wie die Asgi. Ihre Mitglieder, auch junge, können in den Klubs spielen, ohne dem Klub anzugehören. Ich sehe es bei mir selber. Wenn wir damals in Domat/Ems keine Juniorenförderung gehabt hätten, wäre ich sicher nicht so weit gekommen. Vielleicht hätte ich nach den ersten Jahren überhaupt nicht weitergemacht. Wir waren aber eine ganze Gruppe junger Spieler und haben einander angespornt.

Weltwoche: Golf, obwohl eine Einzelsportart, braucht auch so etwas wie Teamgeist.

Freiburghaus: Wenn du jung bist, brauchst du auf dem Golfplatz Kollegen. Es ist auch gut, wenn ein paar andere Spieler besser sind als du. Das stachelt dich an. Wäre ich in einem privaten Klub ganz allein gewesen, hätte ich mich vielleicht nicht überwinden können, diesen Weg zu gehen. Je öffentlicher das Golf in der Schweiz wird, desto mehr Junge wird es geben. Man sieht das deutlich in Schweden. Dort gibt es enorm viele öffentliche Plätze, auf denen man ohne Handicap-Ausweis oder ohne Platzreifeprüfung spielen kann. In den USA oder in Grossbritannien ist es noch ausgeprägter. Die öffentlichen Plätze sind dort eben wirklich öffentlich. Man kann jederzeit Schläger mieten und achtzehn Loch spielen. Und die Jungen können sogar gratis trainieren.

Weltwoche: Welches Image hat Golf in der Schweiz heute?

Freiburghaus: Viele denken bei uns noch heute, Golf sei etwas eher Privates, Elitäres. Es sind eindeutig immer noch Vorurteile da. Viele Leute wissen nicht, wie einfach es heute ist, auf einer Übungsanlage spielen zu können. Es gibt sogar kleine Plätze, zum Beispiel Neun-Loch-Anlagen, auch in der Nähe von Zürich, auf denen jederzeit alle spielen können.

Passen Golf und Alkohol zusammen?

Als früherer Schnapsbrenner gewann unser Kolumnist mehrmals die Auszeichnung der «Spirituose des Jahres». Als Golfer hat er ein tiefes Handicap 10.

Seien wir ehrlich: Golf ist nicht nur Sport, sondern vor allem auch ein Spiel. Natürlich das ehrwürdigste und komplexeste Spiel, das wir uns vorstellen können. Für die meisten von uns ein ständiges Nebeneinander von höchstem Genuss und fürchterlichster Qual – je nach Ballflug. Und in beiden Gefühlslagen, sowohl im Höhenflug wie auch in der Qual, hilft natürlich Alkohol.

Natürlich will ich niemanden in den Alkoholismus treiben. Und es geht mir nicht ums Trinken. Es geht um die sinnliche Erfahrung und um den Genuss, den wir selbst nach einem Fehlschlag immer noch erleben. Dieses Erlebnis will gelernt sein. Wer bei 30 Grad in Südeuropa auf dem Fairway steht und Whisky aus dem Flachmann schlabbert, dem sollte unverzüglich die Platzreife entzogen werden. Der gehört hier ebenso wenig hin wie ein Margarita-Cocktail in eine Klubhaus-Bar im schottischen Hochland. Jeder Platz, jedes Klima, jede Jahreszeit, jede Region und Kultur bedingen die passende Spirituose.

Beginnen wir auf der positiven Seite des Golfspiels. Den Sweetspot mit einem knackigen Geräusch getroffen, ein hoher Ballflug mit einem leichten Draw in Richtung Fahne, das satte Plopp auf dem Grün, der Spin greift, und der Ball liegt zum Birdie-Putt in Position. Emotional unbezahlbar. Selten. Wunderschön. Eigentlich ein Grund zum Feiern. Der ambitionierte Golfer bleibt in dieser Situation ganz cool, kein Lächeln huscht über das Gesicht. Wir tun jetzt gern so, als wäre dieser Schlag die normalste Sache der Welt.

Und genau dies ist der Fehler. Feste gehören gefeiert. Es gibt nichts Schöneres, als ein gut gespieltes Loch mit einem kleinen Schluck aus dem Flachmann mit den Flight-Partnern zu feiern. Das Birdie-Wasser darf gerne auch mal ein Par-Wasser sein, denn das Ritual verstärkt das Gefühl, etwas Positives erlebt zu haben – und verstärkt den Genuss angesichts dieses Erlebens!



Der Philosoph Peter Sloterdijk hat einmal darüber nachgedacht, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Es ist vor allem die Fähigkeit, Objekte über eine Distanz hinweg zu bewegen, das Werfen, Schleudern oder Schiessen. Das ist die biologisch-evolutionäre Ausnahmestellung des Menschen. Deshalb ist das Gefühl einer abgefeuerten Gewehrpatrone, die in 400 Metern Entfernung im Ziel einschlägt, der Weitschuss aus dem Mittelfeld, der genau im Torwinkel platziert ist, oder eben auch ein gerader Abschlag mit dem Driver, der das Fairway teilt, für den Menschen so erhehend – und ja, tatsächlich erhaben, sublim. Der ästhetische Flug des Balls berührt uns tief im Innersten.

Umsoweniger, wenn der Ball einmal nicht so fliegt, wie antizipiert. Der Shank ins Aus, der Hook ins Wasser, der getoppte Pitch. Die schlimmste Demütigung für die Golferseele – nicht weil der Score damit ruiniert ist, sondern weil wir die eigentliche Bestimmung dieses Golfballs und unsere originäre Bestimmung als Mensch nicht erfüllen konnten. Das Versagen angesichts einer schlampig ausgeführten Bewegung und des daraus resultierenden, regelrecht hässlichen Effekts für die Fortbewegung des Objekts zwingt uns in die Knie.

Jeder Golfer kennt diesen Moment. Ich empfehle eine besondere Technik, nämlich diesen Moment des gefühlten Versagens durch einen Moment des sinnlichen Genusses zu ersetzen. Auch hier hilft unser Flachmann. Warum sollte denn ein kleiner Schluck vom Glück nur als Belohnung eingesetzt werden? Warum nicht auch als Muntermacher – und vor allem Mutmacher?

Haben wir uns entschieden, ob wir unsere Seele mit Gin, Aquavit, Obstbrand, Rum, Single Malt oder Absinth einbalsamieren wollen, dann sollten wir auf die entsprechende Qualität achten. Wer Tausende von Euro für den korrekten Schlägersatz für angemessen hält, der sollte auch bei der Wahl des flüssigen Begleiters nicht sparen und daher Industriespirituosen meiden. Die Destillation eines guten *spirits* ist so kompliziert wie der Golfschwung. Vergärungstechnologie, Hefen, Enzyme, Kontrolle des Gärverlaufs, Mazeration, Destillationstechnik, Reifung und Vermählung wollen gelernt sein. Lasst uns daher in gute Tröpfchen investieren, die ein wirkliches Erkennen von Perfektion zum Genuss machen.

Und schliesslich: die Hardware. Der gute Tropfen gehört in ein angemessenes Gefäss. Beim Golfen bietet sich der Flachmann an. Traditionelle Flachmänner gibt es aus Glas, Zinn oder Silber, wobei Letzterer natürlich dem golferischen Finanzadel vorbehalten bleibt.

Weil ich es gerne nostalgisch mag, bin ich ein grosser Freund der englischen Zinnflachmänner, die seit der industriellen Revolution in der Gegend von Sheffield hergestellt werden. Zinn hat, im Gegensatz zu Silber, nur wenig Eigengeschmack, ist robust und bezahlbar.

Christoph Keller ist ein deutscher Verleger. Er betrieb gemeinsam mit seiner Frau bis Ende 2018 die Brennerei Stählemühle in Baden-Württemberg.

Die andere Sicht



Die Weltwoche bereichert seit 90 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo:
 8 Ausgaben nur Fr. 38.–
 Telefon +41 43 444 57 01
 kundenservice@weltwoche.ch

DIE WELTWOCH
 www.weltwoche.ch/abo



Chasa MONTANA



Alpine Luxury Hideaway

Das Neue 5*^s Hotel in Samnaun:

Das Relais & Châteaux Chasa Montana in Samnaun (1850 Meter über dem Meer) präsentiert sich seit Dezember 2022 neu als 5-Sterne-Superior-Hotel. Erleben Sie eine Symbiose aus Eleganz, Gourmet Highlights, tiefer Entspannung und Duty Free Shopping in dem charmanten Bergdorf Samnaun.

In drei à la carte Restaurants begeistert Sternekoch Bernd Fabian die Feinschmecker. Weinliebhaber wählen aus einer Weinkarte der Superlative mit 20.000 Flaschen edelstem Wein. Wellness, Beauty und Spa bietet das 1.500 m² große Montanta Spa.

Wintersportler fahren in Samnaun auf 238 km Pisten Ski und das in der 100 % schneesicheren Silvretta Arena Samnaun/Ischgl bis 1. Mai. Das Hotel verfügt über einen eigenen Skiverleih sowie Skischule. Sport, Natur, Gourmet und Wellness auf höchstem Niveau.



KONZERTFRÜHLING IN DER SILVRETTA ARENA SAMNAUN-ISCHGL

- **George Ezra** am 30. März 2023
- **Sido** am 9. April 2023
- **Gotthard** am 23. April 2023
- **Eros Ramazzotti** am 30. April 2023



www.hotelchasamontana.ch